

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1978
HEFT 1**

294

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

29. Jahrgang Heft 1

Januar – März 1978

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Helmut Schönamsgruber.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 5,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 32 43

Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache 1

WILLI BIRN

«Gleichwertige Bedingungen» für den
ländlichen Raum 2

ERWIN ROHRBERG

Das umgebaute Rathaus von Besigheim 5

GERHARD HÄMMERLE

Der Kornwestheimer Schafhof –
und wie er gerettet wurde 12

HERMANN BAUSINGER

Heimatpflege heute 19

KARL HÄFNER

Augart 22

FRIEDRICH A. SCHILER

Christian Wagner – Märchenerzähler,
Brahmine und Seher 25

EHRENFRIED KLUCKERT

Der Oberndorfer Altar 32

EUGEN SCHWEITZER

Vermutungen über die Sibyllenspur 42

THEODOR PFIZER

Nachlese zum «Stauferjahr» 45

Buchbesprechungen 52

Anschriften der Verfasser 58

sh aktuell 59

Zum Programm der Studienfahrten 63



Das Titelbild

verweist auf den Beitrag, mit dem ERWIN ROHRBERG den historischen Bau und den erneuernden Umbau des Besigheimer Rathauses würdigt. Zugleich macht es anschaulich, wie sehr die meisten hervorragenden Baudenkmale bezogen sind auf die Hauslandschaft, von der sie umgeben sind. Wenn dieser Bezug aufgegeben wird, dann wird jede Denkmalpflege zwangsläufig zum musealen Schutz von zusammenhanglosen Einzelobjekten.

(Foto: Werner H. Müller)

Willy Leygraf: Zur Sache

Wer sich gegen rigorose Straßenplanungen oder Flächensanierungen wendet oder gegen die Ansiedlung von Industrie-Einrichtungen in Landschaftsschutzgebieten, der muß mit dem Hinweis rechnen, sein Einspruch gefährde Arbeitsplätze, er verhindere, daß bereitgestellte Mittel in die Wirtschaft fließen. Aber: Es gibt baureife Projekte, wie zum Beispiel die Schnellbahn Mannheim – Stuttgart, die wegen angeblich fehlender Mittel nicht so ausgebaut werden, wie es den Anforderungen des Umweltschutzes entsprechen würde. Man könnte sie jetzt also umweltfreundlicher bauen. Fehlt es den öffentlichen Händen an Geschick, die nötigen Umschichtungen vorzunehmen? Oder sind diese Hände so sehr von Ressort- und Kompetenzketten gebunden, daß sie sich nicht rühren können, wie es die jeweilige Situation erfordert?

Gerade wegen dieser – nur zu oft spürbaren – starren, unelastischen Denk- und Handlungsweise öffentlicher Institutionen ist es nötig, daß einzelne Bürger, Gruppen von Bürgern, Organisationen und Verbände durch die Forderung nach Information und Diskussion, durch Einspruch und Widerspruch Einfluß nehmen auf das, was in unseren Städten, was in unserer Landschaft geschieht. Nicht selten hat solche bürgerschaftliche Initiative eine Maßnahme so lange hinausschieben können, bis eine bessere Lösung gefunden war. Es ist deshalb nicht leicht einzusehen, wenn Bürgerinitiativen vom Staat einerseits zwar mit Prämien belohnt, andererseits aber mit dem Entzug der Steuervorteile für gemeinnützige Vereine bedacht werden: Und wenn eine Bürgerinitiative nichts weiter bewirken würde als mehr Nachdenken, mehr Diskussion, mehr demokratische Auseinandersetzung über die öffentlich anstehenden Probleme, selbst dann schon wäre ihre Tätigkeit von «gemeinem Nutzen»! Wenn auch nur die Möglichkeit besteht, durch das – vielleicht etwas umständliche und zeitraubende – Verfahren der Bürgerbeteiligung zu besseren Lösungen zu kommen, sollte man sich mit den guten oder auch nur machbaren «schnellen» Lösungen nicht zufriedengeben. Die schnelle Entscheidung mag gelegentlich kurzfristig Vorteile bewirken – Sicherung von Arbeitsplätzen, Ankurbelung der Wirtschaft, Verbesserung der Verkehrssituation. – Aber was ist, wenn sich später «Sachzwänge» ergeben, die dann die Fortführung des Begonnenen unvermeidlich machen – und möglicherweise den kurzfristigen Vorteil umschlagen lassen in Umweltschädigung, Landzerstörung, in verminderte Lebensqualität?

«Gleichwertige Bedingungen» für den ländlichen Raum

Willi Birn

Welche Zukunft hat der ländliche Raum?

Bund und Land wollen ihm helfen. Ihr Ziel ist, im ländlichen Raum Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sichern oder zu schaffen, die denen in den verdichteten Räumen «gleichwertig» sind. Um welche Werte kultureller, sozialer, wirtschaftlicher Art soll es sich da handeln? Kann man sich vorstellen, daß zwischen ländlichem Raum und verdichteten Räumen irgendeine Art von Gleichheit hergestellt werden kann? Muß nicht, wer dem ländlichen Raum helfen will, das ihm eigentümliche Besondere pflegen, damit er nicht zu kurz kommt?

I

Wir alle glauben zu wissen, was ländlicher Raum ist. Wir denken an die Landschaft, in der die Landwirtschaft vorherrscht, in der wir wandern, in der wir unsere Ferien verbringen, in der es Wälder und ausgedehnte Felder gibt. Schon hier stocken wir. Kann die Filderebene noch zum ländlichen Raum gehören?

Die Landesplaner haben eine negative Abgrenzung gewählt. Ländlicher Raum ist, was nicht zu den verdichteten Räumen zählt. (Die Planer verstehen darunter Verdichtungsräume, die Randzonen darum und Verdichtungsgebiete.) Zu den verdichteten Räumen gehört das weite Umland unserer großen Städte Stuttgart, Mannheim–Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg. Der verdichtete Raum um Stuttgart z. B. reicht bis nach Heilbronn und Neckarsulm, nach Schwäbisch Gmünd, an den Nordrand der Schwäbischen Alb und nach Calw. Zwei Drittel der Einwohner Baden-Württembergs wohnen in verdichteten Räumen, diese Räume machen aber nur $\frac{1}{4}$ der Fläche des Landes aus.

Die Einordnung in die verdichteten Räume richtet sich nach Bevölkerungs- und Siedlungsdichte und nach dem wirtschaftlichen Ertrag, den ein Gebiet erbringt. So gehört das Umland von Städten wie Ulm, Ravensburg, Aalen, Heidenheim zu den verdichteten Räumen. Diese Städte sind andererseits wesentlich bestimmend für den sie umgebenden ländlichen Raum.

Die Kriterien, die für die Einordnung in die verdichteten Räume maßgebend sind, versagen für die Bestimmung des ländlichen Raumes. Schon gar nicht möglich ist es, als ländlichen Raum diejenigen Gebiete anzusehen, in denen die Landwirtschaft das Übergewicht hat. In keinem Landkreis übersteigt die Zahl der in der Landwirtschaft Tätigen 30% der

Erwerbspersonen. Es ist im übrigen darauf hinzuweisen, daß der ländliche Raum kein geschlossenes, einheitliches Gebiet darstellt. Das zu beachten ist wichtig für jede Art von Hilfe. Sie muß den jeweils verschiedenen Gegebenheiten angepaßt sein.

II

Die ländlichen Räume haben aber, so schwer es ist, sie flächenmäßig abzugrenzen, wichtige Gemeinsamkeiten. Sie liegen in den Funktionen jedes ländlichen Raumes. Hier muß mit allem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Funktionen, so verschiedenartig sie sind, Stadt und Land dienen. Ich möchte von vornherein den Verdacht ausschließen, daß hier eine Konfrontation zwischen den beiden Räumen aufgebaut werden soll.

Der ländliche Raum sichert uns ein Mindestmaß an Versorgung mit Nahrungsmitteln aus heimischer Erzeugung. Das sollte niemand außer acht lassen, der verantwortlich für die Zukunft plant; und das muß bedacht werden, wenn man erwägt, die landwirtschaftliche Nutzung sogenannter Grenzertragsböden aufzugeben.

Wir alle brauchen den ländlichen Raum als ökologischen Ausgleichsraum. Von dort kommen unsere Wasservorräte, darum ist die Reinhaltung der Gewässer so wichtig. Der ländliche Raum ist unser Erholungsraum. Das gilt für die Nah- und für die Ferienerholung und die Heilung in Kurorten. Die Enge des Raumes bringt die Erholungsarten oft in Kollision.

Der ländliche Raum ist die Reserve für den begrenzten Siedlungsraum. Diese Reserve kann dazu helfen, das ungezügelte Wachstum in den überlasteten Verdichtungsräumen zu bremsen. Das Wohnen mit dem nahen Zugang zur freien Landschaft ist eine Köstlichkeit. Hier jedoch ist die größte Vorsicht geboten. Manche haben einen Gegensatz zwischen den «Häuslebauern» und den Naturschützern herausstellen wollen. Wer bedenkt, wie sehr ein Leben im Grünen dem Menschen dient, kann hier keinen Gegensatz zwischen den einen und den anderen sehen. Beide sind sich aber bewußt, daß der Boden begrenzt ist und nicht vergeudet werden darf.

Eine Funktion des ländlichen Raumes liegt mir besonders am Herzen: Es ist die Bedeutung, die seine Städte und Gemeinden für das bürgerschaftliche Leben haben. In diesen Kommunen kennen sich die Bürger noch, hier vermag man nicht in die Anonymität zu fliehen; hier hat man eine unmittelbare Vor-

stellung von seinen Gemeinderäten, von seinen Parlamentsabgeordneten, hier kann man seine Wege zu Fuß machen, aber auch alle öffentlichen Einrichtungen noch mit dem Auto erreichen. Ich denke an Gemeinden bis etwa 20 000 Einwohner und weiß, daß ich damit weit über den von den Planern abgegrenzten ländlichen Raum hinausgreife. 93% unserer Gemeinden haben bis zu 20 000 Einwohner. In ihnen wohnt etwas mehr als die Hälfte unserer Bevölkerung. Diese Gemeinden sind unentbehrlich als Muster für bürgerschaftliche Verantwortung. Sie hat unsere Gemeindeordnung im Auge, wenn sie das Kumulieren und Panaschieren bei der Gemeinderatswahl zuläßt.

Ich übersehe nicht den schweren Schaden für bürgerschaftliches Zusammenwirken, den die Gemeindereform dort angerichtet hat, wo weit verstreut liegende Einzelgemeinden zu einer großen Gemeinde verschmolzen wurden. Aber es besteht die Hoffnung, daß in den einzelnen Ortschaften Ortschaftsräte und Ortsvorsteher, aber auch Kirchengemeinden und Vereine in der Lage sind, das alte bürgerschaftliche Leben zu erhalten.

Nicht vergessen werden dürfen die überdurchschnittlichen Leistungen, die der ländliche Raum für die nachwachsende Generation erbracht hat: Von seinem Bevölkerungsnachwuchs sind in besonderem Maß tüchtige Menschen in die großen Städte abgewandert. Eine Leistung für das gesamte Volk, die ohne einen Ausgleich bleibt, die allerdings dann bedrohlich wird, wenn sie den ländlichen Raum ausblutet.

Mit einem persönlichen Bekenntnis möchte ich die Aufzählung der Funktionen des ländlichen Raumes abschließen. Ich bin in der Großstadt aufgewachsen, bin aber in besonderer Weise mit dem Dorf verbunden geblieben, in dem der Großvater ein kleines bäuerliches Anwesen betrieb und in dem ich als Kind alle meine Ferien verbracht, Feld und Wald, den rauschenden Fluß und das dörfliche Leben kennengelernt habe. Dort und nicht in der großen Stadt habe ich meine Heimat.

III

Warum aber machen wir uns, macht sich der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND Sorgen darum, ob der ländliche Raum auch in der Zukunft diese für uns alle wichtigen Funktionen ausüben kann? Es sind zwei widersprüchlich anmutende Gefahren, die Bedrohung der freien Landschaft und die Abwanderung der Menschen.

Es ist weithin als Faustregel bekannt, daß in Baden-Württemberg seit Jahrzehnten jeden Tag die Fläche eines Bauernhofes für Gebäude, Verkehrs-

wege, Flugplätze, Sportanlagen und dergleichen verloren geht. Zwar sind die verdichteten Räume von dieser Entwicklung relativ stärker betroffen als der ländliche Raum. Die stete Zunahme der besiedelten Fläche ist aber im ländlichen Raum wegen seiner besonderen Funktionen bedrohlicher als in den verdichteten Räumen, und sie ist so bedauerlich, weil sie oft an dafür ungeeigneten Plätzen in Erscheinung tritt und obendrein nicht mit entsprechendem wirtschaftlichem Erfolg verknüpft ist.

Sorgen bereitet auch die Abwanderung aus dem ländlichen Raum. Fast die Hälfte der Gemeinden im Ostteil unseres Landes hat in der Zeit von 1970 bis 1975 an Einwohnerzahl abgenommen. Es gibt Gemeinden, die in dieser Zeit über 10% ihrer Einwohner verloren haben. (Leider läßt die Gemeindereform keinen Durchblick auf die früher selbständigen kleineren Gemeinden mehr zu, sonst wäre die Abnahme in kleinen Orten möglicherweise noch gravierender in Erscheinung getreten.) Im Jahre 1976 war die Abwärtsentwicklung noch stärker als in den Vorjahren. In den Landkreisen allerdings ist von 1970 bis 1975 die Einwohnerzahl mit einer Ausnahme nicht abgesunken, so daß man annehmen darf, daß die Abgänge aus den Gemeinden ihren Mittelbereichen, also dem ländlichen Raum, erhalten geblieben sind. 1976 ist aber auch hier ein Absinken zu verzeichnen. Vor einem Trugschluß muß man warnen. Der Geburtenüberschuß, der da und dort die Abwanderung abdeckt, stammt nicht von den Einheimischen, sondern von den ausländischen Arbeitnehmern. Die Abwanderung im bisherigen Maß wäre an sich nicht bedenklich. Wir stehen aber vor der Frage, ob die Gemeinden im ländlichen Raum auch in Zukunft groß genug bleiben, um den Aufwand für die verschiedenen Versorgungseinrichtungen, insbesondere aber für ihre Schulen zu rechtfertigen.

In der Rezession zeigt sich, daß bei drohender Stilllegung von Betrieben in erster Linie Außenstellen und Zweigbetriebe im ländlichen Raum aufgehoben werden. Hier droht zudem ein erheblicher volkswirtschaftlicher Verlust. Schließlich muß der ländliche Raum zunehmend die von den verdichteten Räumen benötigten belästigenden Anlagen aufnehmen. Das hebt seine Anziehungskraft nicht.

IV

Was kann und muß geschehen, um dem ländlichen Raum zu helfen?

Im ländlichen Raum sollen, das ist eines der Ziele des Landesentwicklungsplanes, den anderen Räumen «gleichwertige» Lebens- und Arbeitsbedingungen geschaffen werden. Andere reden von

«wertgleichen» Bedingungen. Das macht die Sache auch nicht klarer. Der ländliche Raum wird von besonders günstigen Arbeitsmöglichkeiten, aber auch von Universitäten, von Flugplätzen, von Eisenbahnen des Fernverkehrs, von Opernhäusern und Theatern immer weiter entfernt sein als die verdichteten Räume. Nach welchen Maßstäben soll eine Wertgleichheit oder Gleichwertigkeit hergestellt werden? Kann man gute Luft gegen einen Arbeitsplatz im Ministerium aufrechnen? (Wo ist das Maß, das Gleichwertigkeit anzeigt?) Nein, der ländliche Raum ist etwas Besonderes, und diese Besonderheit soll im Interesse aller erhalten und gefördert werden, auch wenn es im Einzelfall vergleichsweise höhere Aufwendungen nötig macht.

Der ländliche Raum braucht Gymnasien, auch wenn die in Städten übliche Belegungszahl nicht erreicht wird; er braucht öffentliche Verkehrsmittel, auch wenn sie höhere Zuschüsse erfordern als anderwärts; er braucht gute Straßen, Energieversorgung zu günstigen Preisen, Turnhallen, Schwimmbäder. Er braucht dies alles, um einen Anreiz für die Erhaltung und Schaffung von Arbeitsplätzen zu bieten, da sonst der ländliche Raum entvölkert wird und seine Funktionen nicht mehr erfüllen kann. Gerade aber im ländlichen Raum genügt es nicht, dem Abgleiten zu steuern; es müssen – gewiß sehr dosiert – ausreichende Wachstumsanreize geboten werden. Zum Lob von Parlament und Regierung müssen wir sagen, daß in den vergangenen Jahren viel für den ländlichen Raum geschehen ist. Durch die Schulentwicklungspläne wurde das Bildungsgefälle verringert, die Gemeindereform hat überall leistungsfähige Gemeindeverwaltungen ermöglicht (die Zerstörung von vielen gewachsenen Gemeinwesen kann der Freund unserer Heimat allerdings nicht verwinden), viele Straßen wurden gebaut (darüber ist noch einiges zu sagen), die Gewerbeförderung hat sich auf den ländlichen Raum erstreckt, der Fremdenverkehr wurde unterstützt.

Aber noch sind wir weit davon entfernt, beruhigt sein zu können. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber auch die Schwierigkeit, dem ländlichen Raum sachgemäß zu helfen. So widersprüchlich die Gefahren sind, so sehr können sich die Hilfsmaßnahmen in ihr Gegenteil verkehren.

Vornean steht die Sicherung der Arbeitsplätze. Die Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern in Baden-Württemberg stellt in einem IHK-Atlas die Möglichkeiten zusätzlicher gewerblicher Ansiedlung in unserem Land dar. Uns interessiert vor allem der ländliche Raum, dem auch der IHK-Atlas helfen will. Wird aber dem ländlichen Raum geholfen, wenn in einer Reihe von Landkrei-

sen dieses Raumes fast alle Gemeinden, auch sehr kleine, Gelände zur gewerblichen Ansiedlung anbieten? Wird hier nicht Landschaft verschleudert? Haben hier nicht die Wünsche der jeweiligen Bürgermeister ungeprüft ihren Niederschlag gefunden? Der ländliche Raum braucht zusätzliche Arbeitsplätze, aber nicht gestreut über das ganze Land, sondern zusammengefaßt in geeigneten zentralen Orten. Wir dürfen die Fehler der Nachkriegszeit nicht wiederholen. Übt man eine sachgemäße Zentralisierung, dann wird der Verlust an Landschaft niedrig gehalten werden können.

Ein zweischneidiges Schwert ist der Straßenbau. Der ländliche Raum braucht gute Straßen, wenn er nicht veröden soll. Wer erreichen möchte, daß die Menschen in ihren Dörfern bleiben, muß für eine gute Verbindung zum Arbeitsplatz im Zentralort sorgen, aber auch dafür, daß die Geschlossenheit der Dörfer nicht von Durchgangsstraßen zerschnitten wird. Also: Umgehungsstraßen, oder gar Straßen entlang der Markungsgrenze, wie manche meinen? Hier drängt es zum Kompromiß, jedoch muß mit allem Nachdruck gefordert werden: So wenig Straßen wie möglich. Der Bau von Straßen muß sich nach dem objektiven Bedarf, nicht nach den unabmeßbaren Wünschen der Autofahrer richten. Begünstigung des öffentlichen Verkehrs vor dem Individualverkehr. Der Ausbau bestehender Straßen (mit Lärmschutzmaßnahmen) hat unbedingten Vorrang vor der Neutrassierung. Ich wage folgende Aussage: der ländliche Raum ist (selbstverständlich mit Ausnahmen, vor allem in zentralen Orten) mit Straßen gut versorgt. Die Schwierigkeiten kommen vom Fernverkehr. Muß der aber immer noch mehr angeheizt werden, wo doch die Eisenbahnen nicht ausgelastet sind? Eine nicht leicht zu lösende Frage ist: Bringen die Autobahnen dem ländlichen Raum, durch den sie führen, einen Vorteil? Sie bringen Menschen, sie führen sie aber auch (als Fernpendler) weg. Und noch eines: Müssen für den Fernverkehr immer neue kreuzungsfreie Übergänge mit ihrem unerhörten Landschaftsverbrauch geschaffen werden? Kann dem Fernfahrer nicht gelegentlich das Halten an einer Ampel zugemutet werden?

Vom Landschaftsverbrauch für Siedlungsbauten sprach ich schon. Auch hier ist der Kompromiß nicht zu umgehen. Härte ist geboten beim Bau von Ferienwohnungen, die nur kurze Zeit im Jahr genutzt werden, so verständlich der Wunsch vieler Städter ist, ein eigenes Heim im Grünen zu haben. Sie müssen sich mit dem reichen Angebot an Fremdenverkehrseinrichtungen zufrieden geben.

Die wirksamste Hilfe für den ländlichen Raum wäre es, wenn viele Menschen erkennen möchten, um

wieviel besser sie auf dem Land als in der Stadt leben: Als Bürger einer Gemeinde mit überschaubaren Verhältnissen, als Bürger, der wirklich noch «Verantwortung für das Ganze» tragen kann, als Mensch mit leichtem Zugang zur freien Landschaft, mit günstigen Umweltbedingungen und mit der Möglichkeit, sich leichter ein Eigenheim zu schaf-

fen als in all den überfüllten Verdichtungsräumen. Verbreitert sich dieses Bewußtsein für die Vorzüge des ländlichen Raumes, dann brauchen wir uns um seine Zukunft keine Sorgen zu machen, nicht, weil eine nie zu vollziehende wie auch immer geartete Gleichheit mit der Stadt hergestellt, sondern weil seiner Besonderheit der Vorzug gegeben wurde.

Das umgebaute Rathaus von Besigheim

Erwin Rohrberg

Städtebauliche Lage

Das auf einem Höhenrücken zwischen Neckar und der Enzmündung langhingestreckte malerische Besigheim bietet besonders von der Enzseite eine schöne Stadtsilhouette. Auf MERIANS Stich von 1643 erhebt sich über dem unteren Stadtteil entlang der Enz über der hohen Stadtmauer die Oberstadt mit ihren drei Dominanten: links der Rundturm der unteren Burg, rechts auf der Höhe der ebenfalls runde Turm der oberen Burg und in der Mitte auf der langen Stadtmauer in nächster Nähe zur Enzbrücke und einem damals noch vorhandenen Stadtturm das unmittelbar auf der oberen Stadtmauer aufsitzende steilgiebelige Rathaus.

Die Hauptstraße tangiert den Marktplatz, dessen Schmalseite der breite Giebel des Rathauses beherrscht. Der Marktbrunnen mit dem Standbild eines badischen Markgrafen im Visier der von unten aufsteigenden Straße gibt das optische Signal und gliedert Platz- und Straßenraum. Die Giebel kleiner Bürgerhäuser säumen die langen Seiten des Platzes: ein Musterbeispiel guter Platzgestaltung. Die Baulücke südlich des Rathauses, die jetzt vorübergehend als Parkplatz dient, wird durch den geplanten Erweiterungsbau wieder geschlossen werden.

Geschichte des Rathauses

Besigheim gehörte zur Markgrafschaft Baden und kam erst 1595 durch Kauf endgültig an Württemberg. Bald nach Vollendung der nicht unbedeutenden Pfarrkirche erlaubte Markgraf Karl von Baden 1459 die Errichtung eines Kaufhauses, dessen 3 Stockwerke ähnlich wie in Markgröningen dem Verkauf von Waren im Erdgeschoß, den Tanzbelustigungen im 1. Obergeschoß und im 2. Obergeschoß der Verwaltung dienten. Auch beim Esslinger Steuerhaus, dem sog. «Alten Rathaus», einem allerdings nur zweigeschossigen Bau, war die Situation

analog. Zu den Obergeschossen dieser 3 Bauwerke des 15. Jahrhunderts führten an den Längsseiten vorgelegte Treppen von außen her.

Im Laufe der Zeit wurde mehrmals umgebaut. Einer der einschneidendsten Eingriffe war die Einrichtung eines Ratsaales von ca. 60 qm im 2. Obergeschoß. Es wurden dafür Bohlenwände als Abtrennung eingezogen, die 1571 teilweise in Renaissance-Grisaille-Manier mit Königen des Alten Testaments und mit Cäsaren bemalt wurden. Bevor aber hier 1755 eine barocke Stuckdecke angebracht wurde, bestand die Decke des Saales aus einer flachgewölbten Bohlen-tonne. Es dürfte wahrscheinlich sein, daß bereits damals und nicht erst 1755 die beiden nordöstlichen Bunsäulen herausgenommen waren und dadurch auch das System im Ostgiebel merklich verändert wurde. Die ca. 8 Meter weit gespannte Balkendecke mußte an zwei Überzügen aufgehängt werden, die im Giebel ihr Auflager haben. Die klare Struktur des alemannischen Fachwerksystems wurde so empfindlich gestört, was nicht ohne Folgen blieb, zumal spätere Zeiten weitere Bausünden hinzufügten. Wahrscheinlich wurde damals auch das Fachwerk außen verputzt. Anlässlich eines Umbaus im Jahr 1900 wurde im 1. Obergeschoß ein größerer Ratsaal eingerichtet, der Marktplatzgiebel mit einem faden, unhistorischen Pseudofachwerk aus Brettern überzogen und mit einer von der jüngsten Renovation verschonten Balkonvorlaube versehen.

Die Renovierung

Im achten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war es so weit, daß etwas Entscheidendes gegen den allmählichen Verfall des Rathauses unternommen werden mußte. Zur Diskussion stand, ob seine bisherige Funktion erhalten werden könnte. Wenn nicht, dann hätte das mit Sicherheit zum gänzlichen Abgang geführt. Glücklicherweise aber hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß ohne ein funktionsfä-



Rathaus und Marktbrunnen in Besigheim (Foto: Werner H. Müller).

ges Rathaus im Mittelpunkt der Stadt die Nutzungsvielfalt des ganzen Stadtkernes Schaden erleiden müßte und damit zugleich eine ernsthafte Stadtkernsanierung in Frage gestellt werden würde. Nachdem am 2. 9. 1975 der Planungsauftrag für eine gründliche Instandsetzung vom Gemeinderat an die Stuttgarter Architekten HOLSTEIN und FROWEIN erteilt worden war und die Pläne am 30. 9. 1975 die Zustimmung des Gemeinderates fanden, konnte ein Staatszuschuß zu den Baukosten beantragt werden. Nun ging es schnell: Baugenehmigung durch das Landratsamt in Ludwigsburg am 25. Oktober 1975, Freilegung des Fachwerkes ab 17. 11. 1975, eigentlicher Baubeginn am 17. 1. 1976, Richtfest am 28. 8. 1976, am 6. 6. 1977 Rückkehr der zwischenzeitlich ausquartierten Verwaltung in das instandgesetzte Rathaus und Einweihung am 15. 6. 1977.

Die Maßnahmen der Instandsetzung

Die Ursache der Hauptschäden war die Feuchtigkeit, die einerseits unter dem trügerischen Außenputz das Fachwerk angriff, andererseits von den Fundamenten her in Schwellen und Pfosten des Erdgeschosses aufstieg. Dadurch wurden Auswechslungen von Konstruktionsteilen in großem Umfang notwendig. Die Feuchtigkeit hatte bis auf einen Meter Höhe sämtliche eichenen Säulen des Erdgeschosses durch Fäulnis zerstört. Sie mußten durch verleimte Eichenholzteile ersetzt werden, die alten Sandsteinsockel durch Betonsockel. Das Ziel der Instandsetzung war, die Fachwerkstruktur wieder weitestgehend sichtbar werden zu lassen. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich auch die Gestaltung der neuen Raumtrennwände mit Glas am oberen Anschluß an die Holzdecken. Die Bundsäulen mit ihren Unterzügen und Kopfstreben blieben möglichst unangetastet von den neu einzusetzenden Wänden. Außer der Auswechslung angegriffener und verfallener Balken, Schwellen, Kopf- und Fußbügen mußten auch die vom Holzbock zerstörten Überzüge oberhalb der barocken Stuckdecke, die erhalten wurde, durch 20 verleimte Holzbalken 12/40 cm ersetzt werden. Ferner galt es, einige Bausünden und deren Folgen zu beseitigen. Dies war vor allem der Einbau innerer Treppenläufe entlang der Außenwand. Das durchgehende Gebälk war hier abgeschnitten worden, was zur Folge hatte, daß die ganze Fachwerkwand nach außen ausbeulte. Sie mußte nun wieder nach innen gezogen werden. Die neuzeitlich gestalteten Räume wurden mit zweckentsprechender Haus- und Bürotechnik, mit Personenaufzug, eigener Trafostation, elektrisch beheizter Fußboden-Warmwasserheizung, elektri-



Innenpfosten mit Kopfbügen (Foto: E. Rohrberg).

scher und sanitärer Installation, Teppichspannböden, einer inneren Wärmedämmschale usw. ausgestattet, ohne in Konflikt mit der alten Bauweise zu geraten.

Das äußere Fachwerk wurde rot gestrichen. Es entstand eine hervorragende Wirkung durch die schwarze, schattierte Umrandung, die auf die bündig verputzten Fachwerkwand aufgemalt wurde. Wohltuend hierzu die grüngestrichenen Fenster im ursprünglichen Sitz zwischen den beiden typischen Horizontalriegeln des alemannischen Systems. Dem rustikalen Charakter der freigelegten Stadtmauer in der Eingangshalle, über der sich der steinerne Giebel im Südwesten erhebt, entspricht die Kleinpflasterung mit rötlichen Porphyrsteinen. Die zweiläufigen Treppen bestehen aus verleimten Wangen – sie sind am Gebälk aufgehängt –, das Geländer aus Glas und Edelstahl. Die Leuchtstofflam-

Die neue Innenhalle (Foto: E. Rohrberg).



pen hängen in Lamellenrohren frei im Raum. Die Dachdeckung besteht aus Falzziegeln in Mönch- und Nonnenformat, die der alten Dachdeckung angenähert ist. Die Schlepptgaubenwangen sind aus Kupferblech. 3,8 Millionen DM betrug die Baukosten des Umbaus.

Mit baulichen Mitteln unserer Tage wurde das 500 Jahre alte Fachwerk-Rathaus wieder so hergerichtet, daß es weiterhin als Mittelpunkt der Gemeinde seinen Zweck erfüllt. Die Renovierung kann als gelungen gelten.

Das alemannische Fachwerk im allgemeinen

Die Pfosten (Säulen oder Ständer) stehen weit (3–6 m) auseinander. Wegen dieser großen Spannweite war deshalb eine Verdoppelung des Rähms notwendig. Kopf- und Fußbänder (Büge oder Streben) werden mit den Pfosten, der Schwelle und dem Rähm überblattet und mit Holznägeln genagelt. Dieses Fachwerkbild nennt man den «Schwäbischen Mann» bzw. das «Schwäbische Weible». Es dient im Baugefüge der Längs- und Queraussteifung. Die Pfosten stehen mit dem Hirnholz im Erdgeschoß direkt auf dem Steinsockel (Gefahr!) bzw. in den Obergeschossen direkt auf den zuvor verlegten Fußbodendielen – als spätmittelalterlicher Rähmbau bezeichnet. Das Profil der in den Außenwänden stehenden Pfosten ist meist quadratisch und von beachtlichen Dimensionen (40–60 cm, oft noch darüber). Die weiten Abstände der Bundpfosten werden durch Zwischenpfosten (oder Halbpfosten) verkürzt, die 25–40 cm stark sind und mit der Schwelle überblattet sind. In der Außenwand werden zwischen die Pfosten zwei horizontale Riegel (ca. 15 cm) eingezapft, zwischen denen die Fenster eingesetzt werden. Die Innenpfosten sind gewöhnlich achteckig.

Die Balken werden auf das Rähm aufgekämmt. Typisch für den alemannischen Fachwerkbau sind die Auskragungen (Überstände) der Geschosse. Dabei können jedoch nur die Bundbalken, die verdoppelt sind, am Bundpfosten mittels Knaggen eine Unterstützung erhalten, die zugleich eine geringfügige Verbesserung der Aussteifung darstellt (in Besigheim nicht ausgeführt). Die Geschoßauskragungen bezwecken vor allem einen Raumgewinn und schützen die Wände vor Schlagregen, hingegen wird ihr statischer Vorteil meist überschätzt. Die Dachgiebel machen die Auskragungen mit.

Nach Fertigstellung eines Geschosses werden die Fußbodendielen bis ans Kopfende der Balken verlegt, auf denen dann die Hölzer des nächsten Geschosses aufgeschlagen werden – eine Maßnahme,

die wir heute nicht recht begreifen. Vermutlich diente aber der Bodenbelag gleichzeitig als Schnür- oder Reißboden für das folgende Geschoß, das ja in seinen Maßen wegen der Auskragung nicht mit dem darunterliegenden identisch war. Dieser Art der Verlegung haften naturgemäß Mängel an, die sich aber erst im Verlauf längerer Zeit herausstellen. Die Balkenköpfe werden beim alemannischen Fachwerkbau nie geschnitzt, dagegen jedoch die Knaggen. Die inneren Pfosten stehen gewöhnlich in den einzelnen Geschossen senkrecht übereinander. In sie werden die Schwellen und Rähme eingezapft. Die Ausfüllung der Gefache geschah in ältester Zeit – vor dem 15. Jahrhundert gab es in Deutschland noch keinen Fachwerkbau – durch horizontale Verbreiterung. Später wurden sie mit Weidengeflecht und Lehm ausgestakt und u. U. felderweise bündig verputzt. Die Blütezeit des deutschen Fachwerkbaues fällt in die Zeit von 1530 bis 1580. Danach begann eine mehr schreinermäßige Ausführung.

Die Baubeschreibung des Rathauses von Besigheim

Das 1459 erbaute Rathaus ist ein alemannischer Fachwerkbau. Über dem rechteckigen Grundriß, der im Erdgeschoß ca. 14,43 m x 24,10 m mißt, erheben sich 3 Fachwerkgeschosse, die jeweils durch fünf Bundpfostenpaare dreischiffig unterteilt sind. Das letzte der sechs Joche (im SW) ist merkwürdigerweise verkürzt und schließt in allen Geschossen (auch im Dach) mit einer Mauer ab, die auf der älteren Stadtmauer aufsitzt. Nach außen ist sie vollkommen glatt ohne Vor- oder Rücksprünge. Lediglich zwei eingelassene gotische Profilgesimse gliedern sie horizontal. Innen verjüngt sie sich jedoch in kleinen Rücksprüngen je Geschoß. Das mächtige

Die Südseite (Foto: E. Rohrberg).



Satteldach wird durch drei Kehlbalkenanlagen in vier Geschosse geteilt. An beiden Giebeln sind in Höhe des obersten Geschosses Krüppelwalme angeordnet, die von Dachreitern aus jüngerer Zeit gekrönt werden.

Die inneren Bundpfosten sind im Erdgeschoß achteckig mit Ausnahme des zweiten Bundpfostenpaares vom Eingang her, welches quadratische Pfosten hat. Alle Pfosten haben eine Stärke von ungefähr 40/40 bis 42/42 cm. Im 1. Obergeschoß sind alle Pfosten achteckig und von gleicher Stärke. Auch im 2. Obergeschoß sind sie achteckig, jedoch nur 38–39 cm dick. Das erste Säulenpaar wurde hier jedoch wie erwähnt beim Einbau des barocken Sitzungssaales herausgenommen.

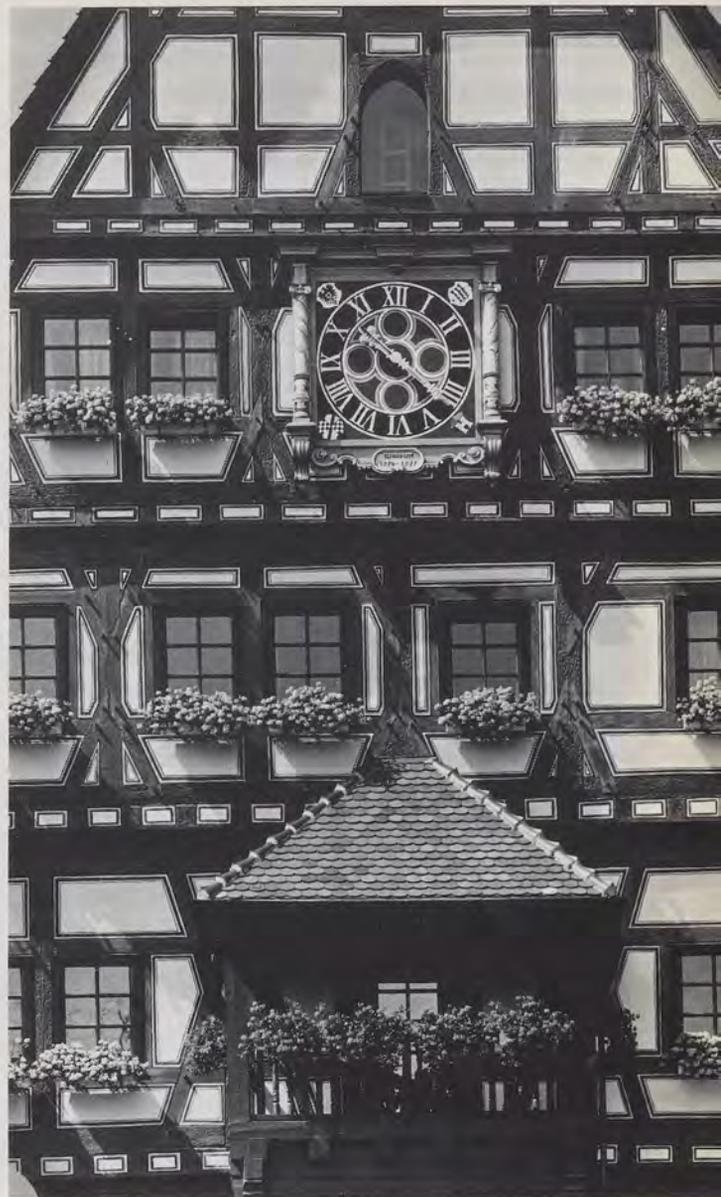
Die Außenwandbundpfosten sind quadratisch, 37 bis 40 cm stark, und bilden in unregelmäßiger Anordnung den «Schwäbischen Mann» oder «Wilden Mann» (mit gegenseitig sich überblattenden Fuß- und Kopfbügen) und das «Schwäbische Weible» (Fuß- und Kopfbüge ohne gegenseitige Überblattung). Die Bundabstände betragen im Mittel 4,20 m (4,10–4,30 m), dazwischen jeweils ein Halbpfosten. Auch die üblichen Sturz- und Brüstungsriegel sind vorhanden, allerdings nicht mehr in ihrer ursprünglichen Höhe. Das gilt auch für die Rathäuser in Esslingen und Markgröningen. Nur noch in den beiden obersten Geschossen des Fruchtkastens in Geislingen sehen wir die alte Anordnung (s. SCHWABISCHE HEIMAT 1975, Heft 4, Seiten 326 und 331). Man braucht heute größere Fenster, und so wurden die Sturzriegel ca. 30 cm höhergelegt. Dagegen fehlen die sonst üblichen Knaggen an den Bundsäulen, keinerlei Spuren weisen auf evtl. frühere Existenz hin.

Die Geschoßdecken-Balken laufen parallel zu den Giebeln, an den Giebeln ist Stichgebälk. Fünf Balken liegen in einem Bundfeld (Bundbalken nicht mitgezählt).

Die im Mittel 20 cm ausragenden Balkendecken weisen eine Besonderheit auf: vermutlich bei irgend einem Umbau (Barockzeit?) wurde in allen Geschossen unterhalb der Balkenköpfe ein hölzernes Hohlkehlgewand angebracht. Die sonst übliche Ausbildung des Geschoß-Überstandes entfällt. Das Gewand verdeckt den etwas wunden Punkt der freiliegenden Balkenköpfe der alemannischen Bauweise und mildert den klaren, aber harten Charakter des Überstandes ins Liebenswürdige.

Die spätmittelalterliche Maßmethode

Vor der Renaissance war es – aus Gründen, die zu erläutern hier zu weit führen würde – nicht möglich,



Ausschnitt aus dem Nordostgiebel (Foto: W. H. Müller).

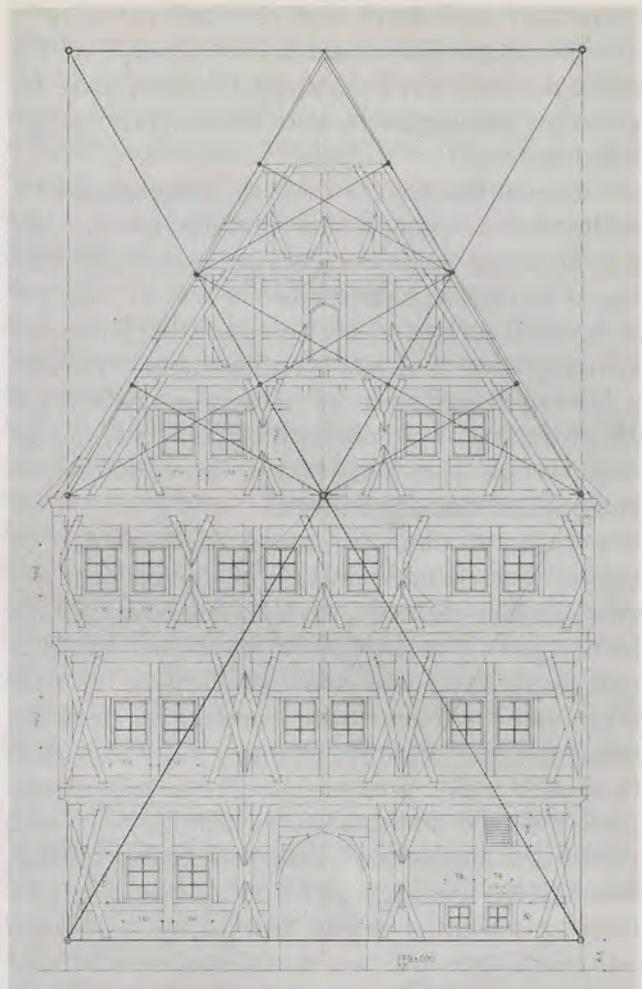
Bauwerke an Hand von Werkplänen auf Papier in unserem heutigen Sinn zu erstellen. Die Planung und Vermaßung von Gebäuden fand vielmehr direkt auf der Baustelle auf Reißböden oder ähnlichem statt. Der Typ des Gebäudes war vorgegeben, die Situation verlangte nur noch definitive Bemaßung. Man bediente sich dazu einer traditionellen Baugeometrie, über deren Einzelheiten wir erklärlicherweise mangels ausreichender schriftlicher Quellen nur ungenügend unterrichtet sind, was schon zu mancherlei bedenklichen Spekulationen geführt hat. Aber aus zahlreichen Untersuchungen anhand präziser Bauaufnahmen lassen sich einwandfrei bestimmte, stets wiederkehrende Maßmethoden erkennen, die kaum zu bestreiten sind. Es handelt sich um einfachste geometrische Figuren des Kreises, des Quadrates und des gleichseitigen

Dreiecks, die in Grundrissen und Aufrissen festgestellt werden können und jedenfalls bei der Genauigkeit eines Fachwerkbaues nicht in Zweifel gezogen werden können.

Aus einem Grundmaß – hier der Breite des Rathauses – lassen sich geometrisch alle für Länge und Breite notwendigen Maße ableiten¹, wie das auch bei den Rathäusern in Esslingen und Markgröningen, beim Fruchtkasten in Geislingen (s. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1975/4) und auch am jüngst renovierten Herrenhaus des Schafhofes in Kornwestheim der Fall ist und durch Nachrechnung bestätigt wird. Interessant ist beim Besigheimer Rathaus, daß trotz eindeutiger Triangulation mit zwei gleichseitigen Dreiecken die Maßbestimmung im Bereich der alten Stadtmauer mittels Quadratur erfolgt, die aus dem Dreieck abgeleitet ist und die auch zur Festlegung der Mittelschiffsbreite benötigt wird. Mit anderen Worten: Es wäre denkbar, daß über der älteren Stadtmauer zunächst ein Fachwerkgiebel geplant und vielleicht sogar schon zu bauen begonnen wurde, dann aber dieses Vorhaben aus naheliegenden Gründen zugunsten einer massiven Wand aufgegeben wurde. Das verkürzte letzte Joch sowie die Baugeometrie geben Anlaß zu dieser Vermutung. Ebenso wie der Grundriß wurde, wie die Abbildung zeigt, auch der Aufriß² durch zwei gleichseitige Dreiecke mit gleichem Grundmaß bis in alle Einzelheiten bestimmt, ein Verfahren, das bei allen untersuchten alemannischen Fachwerkbauten anzutreffen ist.

Aus der Baugeometrie ergibt sich das genaue Maß des Nürnberger Werkschuhes, der 27,77 cm groß ist³. Es wäre einer Untersuchung wert, zu prüfen, ob während der Erbauungszeit irgendwelche Beziehungen zu Nürnberger Bauleuten bestanden haben.

Der gemauerte Südwestgiebel (Foto: E. Rohrberg).



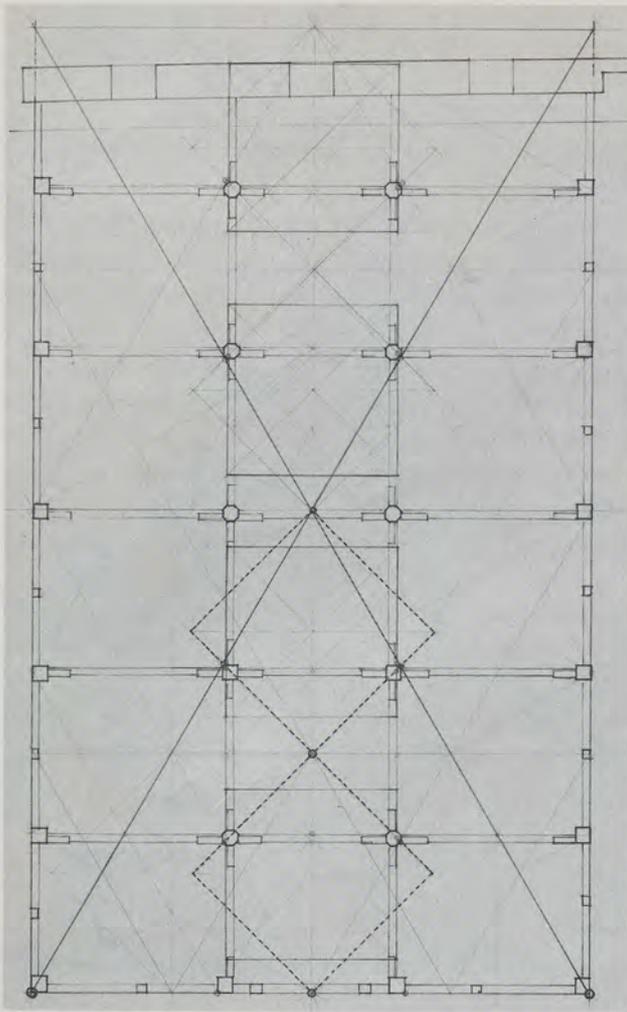
Plan des Nordostgiebels.

Schlußbetrachtung der Maßanalyse

Der Grundriß des Besigheimer Rathauses wird ebenso wie der des Markgröninger Rathauses durch zwei hintereinandergelegte gleichseitige Dreiecke bestimmt, der Grundriß des Esslinger Steuerhauses (sog. «Altes Rathaus») aber durch drei hintereinandergelegte gleichseitige Dreiecke, während für den Grundriß des Geislinger Fruchtkastens ein anderes geometrisches System maßgebend war.

Im Aufriß (Schnitt) wurden sowohl in Besigheim, Markgröningen, Esslingen als auch in Geislingen zwei übereinandergestellte gleichseitige Dreiecke angewendet. Das erste Dreieck bestimmt ohne Rücksicht auf die Geschößzahl (Besigheim und Markgröningen haben 3, Esslingen 2, Geislingen 4 Vollgeschosse) die Gesamthöhe des Baukörpers ohne Dach. Das Dach wird in allen vier Fällen vom zweiten Dreieck reguliert.

Geplant und gebaut wurden diese Gebäude «nur» von Handwerkern. Die Beweise für Handhabung

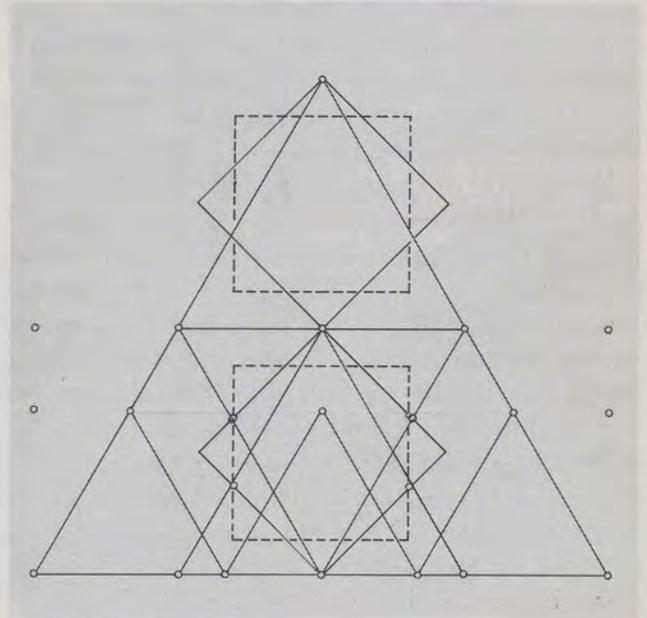


Plan des Erdgeschosses.

einer «Baugeometrie» bei diesen vier Bauten dürften kaum anzuzweifeln sein, auch wenn sie nicht durch «Quellen» belegbar sind. Wir sehen, daß sich im 15. Jahrhundert außer den Steinmetzen auch die Zimmerleute an die Regeln einer «Baugeometrie» hielten, von deren Beschaffenheit uns nur dürftige gedruckte «Quellen» unterrichten. Erst 1486 druckt MATTHÄUS RORICZER sein «Püchlein von der Fialen Gerechtigkeit» und 1487 seine «Geometria deutsch», zwei dünne Bücher, die ihrerseits wiederum nur aus alten mündlichen Traditionsquellen schöpfen konnten und sich im wesentlichen nur mit dem Quadrat und dem gleichseitigen Triangel befassen. Zu wenig Aussage gegenüber den erdrückenden Indizienbeweisen an den Bauwerken selbst! Die immer wieder vorgebrachte Frage, was uns solche Untersuchungen nützen, kann nur so beantwortet werden: Damals bestand eine permanente Harmonie fast aller Bauwerke (wer will das beim Besigheimer Rathaus bestreiten?) ohne hochgestochene «künstlerische» Absicht allein durch die

handwerkliche Planung und Ausführung nach rein handwerklichen, nicht «künstlerischen» Regeln. Heute dominiert die «künstlerische» Priorität. Handwerker bzw. Bauindustrie führen alles aus, auch wenn es ihnen ohne irgendeine Bindung an irgendwelche höhere Ordnung von einem Halbkünstler vorgeschrieben wird.

Uns fehlt beim Bauen der neuzeitliche «gemeinsame Nenner»! Den müssen wir irgendwann finden!



Proportionschema.

Das geht nicht ohne gründlichen «Denkprozeß», der seine Zeit braucht. Vorliegende Untersuchung dürfte als nützlicher Denkanstoß nicht so ganz sinnlos sein.

Anmerkungen

- 1 Der Untersuchung lagen die Pläne der Stuttgarter Architekten HOLSTEIN und FROWEIN für den Umbau zugrunde, die nach Aufmaßen durch einen Geometer gefertigt wurden.
- 2 Rechnerischer Nachweis: Im Grundriß: $\frac{14,43}{2} \cdot \sqrt{3} = 12,49$ m.
Dieses theoretische Maß entspricht genau dem Istmaß von Außenkante Giebel bis an die westliche Kante des mittleren Bundbalkens. Das gleiche Dreieck, senkrecht gestellt, gibt im Aufriß die Gesamthöhe der drei Vollgeschosse an, während ein weiteres Dreieck die Firsthöhe liefert.
- 3 Der Radius des Kreises um das gleichseitige Dreieck mit $s = 14,43$ m ergibt $\frac{14,43}{3} \cdot \sqrt{3} = 8,33$ m. Wenn dieser, wie das im mittelalterlichen Bauwesen bevorzugt gehandhabt wurde, 30 Fuß darstellen sollte, ergibt sich das Fußmaß mit 27,77 cm.

Der Kornwestheimer Schafhof – und wie er gerettet wurde

Gerhard Hämmerle

Vorbemerkung der Redaktion: Es zeigt sich immer wieder, daß allzu spontane, oft gar hastige Entscheidungen in den Fragen von Denkmalschutz, Altstadtanierung oder auch Stadtplanung und Städtebau nicht immer zu den besten Ergebnissen führen. Es mag den Behörden und Verwaltungen nicht immer angenehm sein, wenn engagierte Bürger darauf dringen, daß die Probleme von allen Seiten diskutiert, daß alle Argumente gehört, alle Gegensätze ausgetragen werden. Solche Auseinandersetzungen verzögern oft den Abschluß der Planungen und damit den Beginn der Maßnahmen. Es kann aber auch sein, daß auf diese Weise eine bessere Entscheidung gefällt wird, daß sich günstigere Bedingungen für deren Verwirklichung ergeben.

Wir geben deshalb hier einem Bürger und Gemeinderat das Wort, damit er aus seiner Sicht und seiner Erinnerung schildert, wie ein Kulturdenkmal von Rang, ein Zeugnis der Ortsgeschichte Kornwestheims nicht zuletzt durch das Engagement von Bürgern erhalten bleiben und für eine neue Verwendung wiederhergestellt werden konnte, obwohl sein Abbruch schon beschlossene Sache war.

In der Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung «Hie gut Württemberg allewege» erschien am 8. 6. 1956 – nur von der Fachwelt und einigen Liebhabern beachtet – ein Aufsatz des leider viel zu früh verstorbenen GERHARD HESS über «Die großen Kornwestheimer Höfe». Über den Schafhof heißt es dort:

Stift Lorcher Hof, 200 Morgen. Früher wohl in der Hand des schwäbischen Kaisergeschlechts der Staufer, vor 1350 von Württemberg erworben. Um 1400 als Heimsteuer und Morgengabe (Witwengut) in der Hand einer württembergischen Grafenwitwe, wahrscheinlich der Elisabeth von Bayern, Tochter Kaiser Ludwigs, die mit dem in der Döfvinger Schlacht gebliebenen Grafen Ulrich verheiratet war. 1453 an Hans Knolls Tochtermann Martin Kurrer verliehen und mit der Schäferei verbunden, seither bis heute Schafhof genannt. Von aller Steuer, Dienst und Schatzung befreit (Freihof).

In den sechziger Jahren erzählte mir ein örtlicher Parteivorsitzender nicht ohne Stolz auf die fortschrittlichen Bestrebungen seiner Partei, man betreibe jetzt den Abbruch des alten Schafhofes und des benachbarten städtischen Gasthofs, um dafür dort ein Altenheim zu errichten. Ich war entsetzt, war mir doch schon immer der Schafhof als das wertvollste Kornwestheimer Gebäude erschienen. Ich brachte dies zum Ausdruck mit dem Erfolg, daß mein Gesprächspartner immerhin nachdenklich wurde.

Lange Zeit hörte ich nun nichts mehr; der Schafhof

blieb zunächst stehen und ich hegte die Hoffnung, daß die Pläne wieder ad acta gelegt seien. Aber dem war nicht so: Im März 1974 fand eine Bürgerversammlung statt. Dabei wurde bekannt, daß sich die Stadt mittlerweile in den Besitz des Schafhofes gesetzt hatte, um ihn abzureißen. Die Mieter wurden nach und nach anderweitig untergebracht, nichts wurde mehr zur Erhaltung des Gebäudes getan. Das Landesdenkmalamt war aber der Auffassung, daß das Gebäude erhalten werden sollte, und das Regierungspräsidium hatte es deshalb noch nicht zum Abbruch freigegeben. In der Diskussion bezeichnete ein Bürger den Hof als «alten Schuppen» und die Denkmalschützer als «ortsfremde Störenfriede», denen man nicht gestatten sollte, die Entwicklung Kornwestheims zu hintertreiben.

Dies veranlaßte mich zu einem Leserbrief an die Kornwestheimer Zeitung. Ich versuchte, den Lesern klarzumachen, was Denkmalschutz bedeutet: *Es heißt, von unseren Vorfahren überkommene, besonders schöne und wertvolle oder charakteristische Gebäude usw. so zu bewahren, daß auch die Menschen, die nach uns leben, sich daran erfreuen können. Die «Lebensqualität», von der jetzt viel die Rede ist, hängt eben nicht allein vom technischen Komfort u. ä. ab, sondern auch von Gemütswerten und von der Schönheit unserer Umwelt. Dazu gehört auch das Erlebnis, in einer Gemeinde zu leben, deren Wurzeln tief in die Vergangenheit reichen.* Einen Durchschlag dieses Briefes sandte ich auch an das Denkmalamt, schon um den dort Tätigen zu zeigen, daß es in Kornwestheim auch verständige Freunde gab. Dort wurde er zunächst zu den Akten genommen. Am 28. 4. 1975 zitierte die Kornwestheimer Zeitung unter der Überschrift «Schützen Denkmalpflger das Herrenhaus?» Bürgermeister Dr. Burger: *Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß wir die Genehmigung zum Abbruch bekommen.* Dazu erschien eine illustrierende, aber auch kommentierende Abbildung: Das Gelände des Hofes ist planiert. Alle Wirtschaftsgebäude sind abgeräumt. Nur das Herrenhaus steht noch, von ihm sieht man jedoch neben der weiten, wüsten Fläche nur ein schmales Stück. Dazu paßt die – ebenfalls kommentierende – Bildunterschrift: *Das von der Stadt aufgekaufte und mit Ausnahme des Herrenhauses (am Bildrand rechts) planierte Gelände des ehemaligen Schafhofes. Hier soll der Bau des zweiten Kornwestheimer Altersheims unter der Trägerschaft der Arbeiterwohlfahrt entstehen. Dieser Neubau verzögerte sich jedoch bisher von Jahr zu Jahr.*

Um diese Zeit erhielt ich einen Telefonanruf des



Das wiedererstandene Herrenhaus des Kornwestheimer Schafhofes (Foto: Moser).

Landesdenkmalamt; man hatte wohl meinen Leserbrief wieder hervorgeholt und auch erfahren, daß ich inzwischen Mitglied des Kornwestheimer Stadtrats geworden war. Man teilte mir mit, daß inzwischen die Gefahr für den Schafhof hochakut geworden sei, und bat mich um meine Mithilfe in den Bestrebungen, ihn zu retten. Ich versprach zu tun, was in meiner Macht stünde.

Es kamen unruhige Zeiten. Besuche, Besprechungen, Diskussionen, Briefe, Versammlungen, Telefonate in großer Zahl. Zeiten der Hoffnung und Zeiten der Hoffnungslosigkeit. Aber so lange das Herrenhaus noch stand, gaben die Befürworter seiner Erhaltung nicht auf.

Fachkundige Gutachter sollten helfen, eine sachgerechte Entscheidung zu finden. Zunächst war die Oberfinanzdirektion um ein solches Gutachten gebeten worden, sie mußte aber dies wegen Arbeitsüberlastung zuletzt doch ablehnen. Dafür hatte das Hochbauamt Kornwestheim der Stadt ein Gutachten erstellt, wonach für das Gebäude latente Ein-

sturzgefahr bestehe. Das erkannte das Landesdenkmalamt nicht an, schon weil die Stadt Kornwestheim keine baupolizeilichen Sicherheitsmaßnahmen ergriffen hatte – also die Einsturzgefahr nicht eben sehr ernst zu nehmen schien. Das Landesdenkmalamt stellte heraus, daß das Herrenhaus im alten alemannischen Stil errichtet sei – mit grazilem Fachwerk, sehr großen Gefachen, Überplattung der Streben und einhüftigen, asymmetrischen Streben. Es sei damit ins 15. Jahrhundert zu datieren, das einzige Gebäude Kornwestheims aus jener Zeit und in jenem Stil. Laut alten Steuerlisten habe es lange Zeit dem reichsten Bauern Kornwestheims gehört und sei der letzte Zeuge für die stolzen Jahrhunderte des dörflichen Bauernpatriziats. Es müsse deshalb der Nachwelt erhalten bleiben.

In einer Gemeinderatssitzung zu Anfang Juli 1975 entgegnete Oberbürgermeister DR. PFLUGFELDER auf meinen Appell zur Erhaltung des Herrenhauses und auf meine Vorschläge, es als Heimatmuseum, Treffpunkt für Betagte oder Bücherei zu nutzen:

Im Grundsatz stimme ich Ihnen zu. Aber dann fuhr er fort: Ich habe vor dem Gutachten der Techniker kapituliert. Die Instandsetzung würde allein mindestens 850 000 Mark kosten!

Am 15. 7. 1975 schrieb die Stuttgarter Zeitung von einer *Galgenfrist für das Schafhofherrenhaus*. Allerdings meldete sie auch: die Gruppe «Zentrale Einrichtungen» der Aktion «Bürger planen» habe sich in ihrem Arbeitsbericht für das Altenheim entschieden mit der Begründung: . . . *zweifelhafte denkmal-schützerische Bemühungen sollten nicht vorrangig sein oder diese wichtige soziale Einrichtung gefährden.*

Aber die Mitarbeiter dieser Gruppe konnten in einigen Gesprächen, an denen auch WERNER KRAUS als unermüdlicher Streiter für die Sache des Schafhofs beteiligt war, überzeugt werden, daß die Erhaltung des Schafhof-Herrenhauses den Bau des Altenheimes nicht verhindern müsse, ja, daß man zwischen beiden eine Verbindung herstellen könne. In der Folge war die Gruppe «Bürger planen» der beste Bundesgenosse im Ringen um den Schafhof.

Immer mehr Stimmen wurden inzwischen auch in der Bürgerschaft für die Erhaltung des Schafhof-Herrenhauses laut, immer mehr Bürger beteiligten

sich an Besprechungen und an öffentlichen Diskussionen. Das Regierungspräsidium gab zu erkennen, daß man unter dem Eindruck dieser Stimmen und Argumente die Abbruchgenehmigung doch für eine Weile hinauszögern wolle.

Aber auch die andere Seite blieb nicht untätig: Am 25. 7. 1975 erschienen in der Kornwestheimer Zeitung gleich zwei Leserbriefe, die sich für den Abbruch aussprachen: die Erhaltung sei ein *teurer Spaß*, denn man habe bisher die Summe der Kosten *zu niedrig angesetzt*. Beide Leserbrief-Autoren fragten, wie man sich denn die künftige Nutzung des Gebäudes vorstelle; einer wurde ganz konkret: *Vielleicht würden die Herren Denkmalschützer eine renovierte Baudenkmalwohnung zur Kostenmiete ihrer sonnigen Stadtrandwohnung vorziehen?*

Anfang August schien das Schicksal des Schafhof-Herrenhauses entschieden, der Abbruch unabwendbar zu sein: In einem Brief des Regierungspräsidiums vom 5. 8. 1975 hieß es: *Leider konnte das Regierungspräsidium aus rechtlichen Gründen nicht zu Gunsten der Erhaltung des Schafhofs entscheiden. Ob die Stadt Kornwestheim von ihrer Baugenehmigung auf Abbruch des Gebäudes Gebrauch macht, liegt damit ausschließlich in ihrer kommunalpolitischen Verantwortung.* Trotz dieser Entscheidung und gerade wegen dieser kommunalpolitischen Verantwortung haben die Freunde des Schafhofs auch angesichts der so entscheidend veränderten Situation nicht aufgegeben. Inzwischen ließ das Landesdenkmalamt eine fotometrische Bauaufnahme durchführen – das bedeutete noch einmal Zeitgewinn. WERNER KRAUS antwortete in jenen Tagen den vorausgegangenen Leserbriefen mit einer ausführlichen Schilderung der Bedeutung des Schafhofs als des letzten Zeugnisses der jahrhundertelangen Kornwestheimer Geschichte. Zum Problem künftiger Verwendung des Herrenhauses schrieb er: *Als Nutzung denke ich zunächst an die Schaffung einer Altenbegegnungsstätte, denn gerade alte Menschen sprechen solche Bauten und die Ausstrahlung ihrer Atmosphäre der Geborgenheit doch besonders an. Außerdem wäre vielleicht die Einrichtung eines Ausstellungsforums für kleine Kunstausstellungen in Erwägung zu ziehen; weiter die Unterbringung des Stadtarchivs, einer kleinen Heimatstube und nicht zuletzt gemütlich-stilvolle Räume für Vereinszusammenkünfte ohne Bewirtschaftungszwang als Alternative zum Kulturhaus!*

Wenig später wurde – wiederum in einem Leserbrief in der Kornwestheimer Zeitung – allen Ernstes vorgeschlagen, das Herrenhaus unweit seines bisherigen Standortes – beim «Hexenstäffele» – in einer Miniaturausgabe wiedererstehen zu lassen, zur Belebung des Stadtbildes und zur Erinnerung an das

Gotische Pforte, Naturstein und Fachwerk.

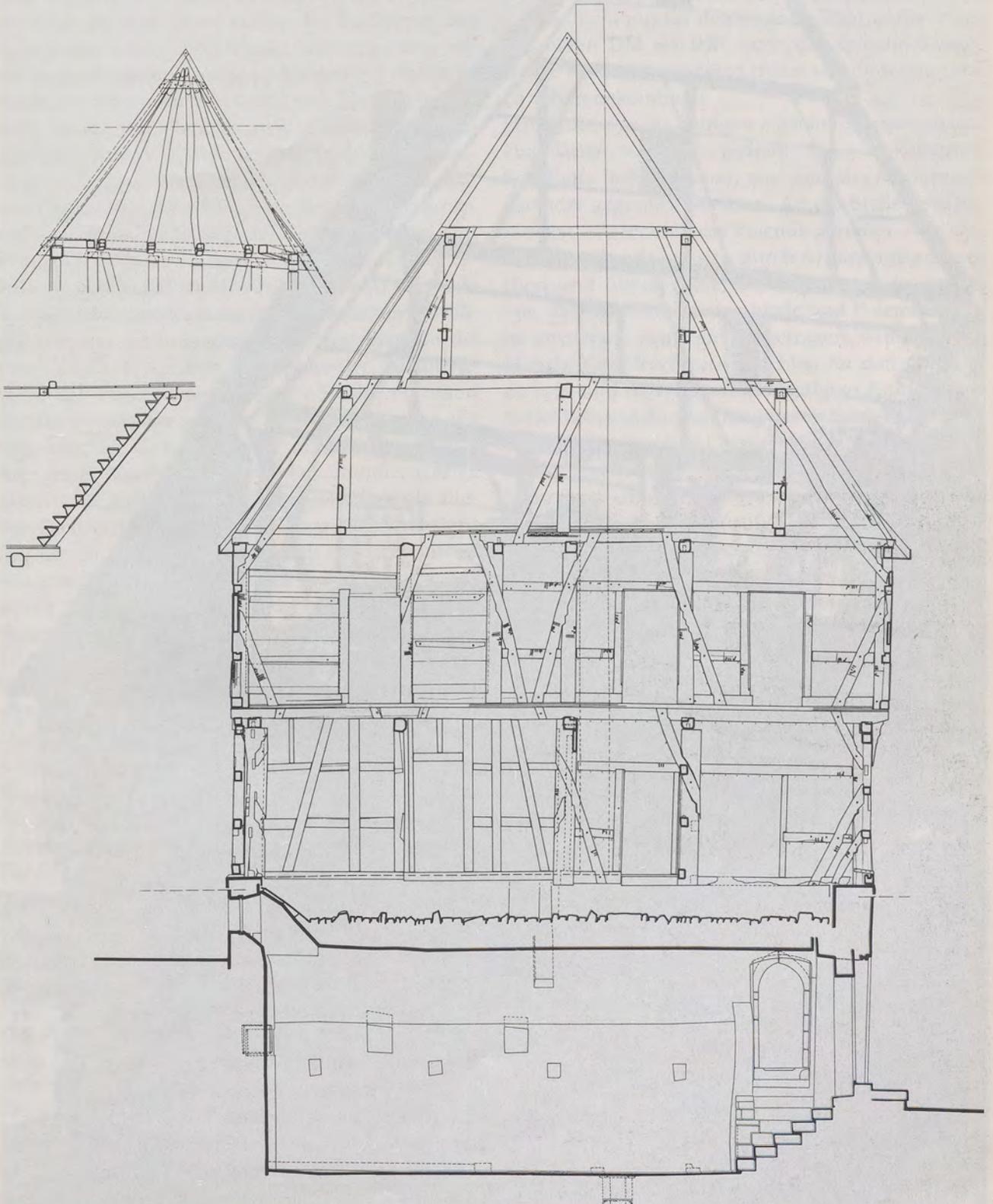


originale Herrenhaus, das sei ja nun einmal zu groß und – abbruchreif.

Am 18. 8. 1975 schaltete sich der damalige Vikar JOHANN-HENRICH KRUMMACHER mit einem Leserbrief in die Diskussion ein: *Eine Reißbrettideologie, die hier vorschnell reinen Tisch machen und im wahren Wortsinn*

nackte Tatsachen schaffen will, führt unweigerlich zu einer städtebaulichen Entgleisung. In Frage steht, welchen Wert die Stadt Kornwestheim ihrer eigenen Geschichte und ihrer Humanität, die sich auch im Stadtbild Ausdruck verschafft, beimißt. Der einbetonierte Brutalismus einer maßstablosen Architektur, der das Leben am Stadtrand

Die Bauaufnahme brachte noch einmal Zeitgewinn . . .





zuweilen zu einem Alpdruck werden läßt, ist Zeugnis einer einseitig auf Rationalisierung und Rentabilität hin orientierten Unkultur.

In einer Vielzahl von Stellungnahmen, Leserbriefen und Zeitungsartikeln wurden auch in den folgenden Wochen die Argumente beider Richtungen immer wieder neu formuliert und erläutert. Bemerkenswert ist u. a. ein Vorschlag, das Altenwohnheim solle nicht als Betonklotz, sondern *«im dörflichen Stil»* errichtet werden; dabei könne der Baukörper des Schafhofes neuerrichtet wieder in Erscheinung treten und sich harmonisch in die Umgebung einfügen. Nach der Ferienzeit verstärkte sich die Diskussion noch weiter, vor allem als neue *«Tatbestände»* auftauchten: Am 18. 9. 1975 las man in der Kornwestheimer Zeitung die Überschrift *350 000 Mark sind kein Pappentiel – Jetzt Konjunkturmittel für den Schafhof?* Der damalige Stuttgarter Regierungspräsident FRIEDRICH ROEMER setzte sich öffentlich für die Erhaltung des Schafhof-Herrenhauses ein, Kontakte spielten zwischen Rathaus und Denkmalamt; Erwägungen wurden angestellt, das Herrenhaus in die Liste zuschlußwürdiger Baudenkmäler aufzunehmen. Bei diesem wieder etwas günstigeren Stand der Dinge verfaßte ich eine Denkschrift, in der alle wesentlichen Gesichtspunkte nocheinmal zusammengefaßt wurden: Eintausendzweihundertjährige Geschichte Kornwestheims. Der Schafhof als ältestes Fachwerkhaus der Stadt Zeuge von wenigstens 500 Jahren Stadtgeschichte. Nach den Erkenntnissen von FRANZ MUCH, der mit der fotogrammetrischen Bauaufnahme betraut ist, gibt es in Baden-Württemberg kein anderes Gebäude von dieser Größe und Bedeutung mehr in diesem frühen almannischen Stil. Der Schafhof hat also als Baudenkmal Bedeutung für das gesamte Land. – Seine Verflechtung mit der württembergischen Landesgeschichte. – Architektonisch und hinsichtlich der Einbindung in die Landschaft prachtvolles Bild. Städtebauliche Dominante ersten Ranges. – Spätere Generationen würden einen heute etwa erfolgten Kahlschlag nicht verstehen. – Appell an die Stadträte: Wir leben in einer repräsentativen Demokratie. Wir sind nicht der augenblicklichen Volksmeinung, sondern unserem Sachverstand und unserem Gewissen verantwortlich. Damit haben wir das Recht und die Pflicht, notfalls Entscheidungen zu treffen, die vielleicht zunächst nicht allgemein Beifall finden, von denen wir aber glauben, daß die Zukunft ihre Richtigkeit bestätigen wird.

Diese Denkschrift ging zusammen mit einem attraktiven Farbfoto an die Stadträte, an die verschiedenen Dezernate der Stadtverwaltung, die Aktion *«Bürger planen»*, an das Regierungspräsidium und

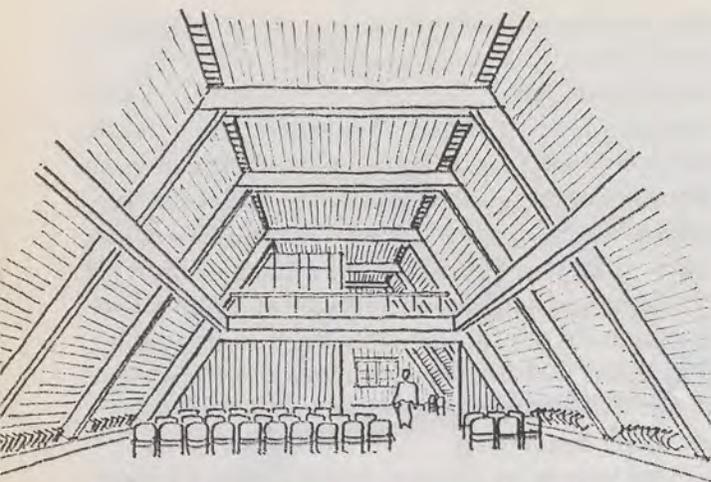
das Landesdenkmalamt, an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND und an einige andere mehr.

Inzwischen hatte auch der Finanzausschuß des Landtags ein gewichtiges Votum abgegeben: runde 600 000 Mark sollten als Konjunkturspritze nach Kornwestheim gegeben werden – und zwar ausschließlich für den Schafhof! Die Stadt stand vor einer schweren Entscheidung: wenn sie sich nicht für die Erhaltung des Herrenhauses aussprach, verzichtete sie nicht nur für den eigenen Etat auf die angekündigten DM 600 000, auch das örtliche Baugewerbe würde keinen roten Heller von dieser Summe zu sehen bekommen!

Erneut kam es zu heftigen Auseinandersetzungen; Flugblätter wurden verteilt, ein *«Lokaltermin Schafhof»* ließ erkennen, wie starr die Meinungen einander gegenüberstanden. An die Stelle der Diskussion war weithin die Polemik getreten. Nur wenige Einzelne ließen sich durch Argumente ansprechen und überzeugen; dabei kam es gelegentlich vor, daß Meinungsunterschiede und Polemik sogar in einzelnen Familien ausgetragen wurden. Die Mehrheit der Bevölkerung schien für den Abbruch zu sein und hätte die angekündigten Konjunkturmittel lieber in Neubauten oder in Sanierungsmaßnahmen für den alten Ortskern fließen gesehen. Das Herrenhaus blieb *«Zankapfel»*.

Mehr und mehr waren inzwischen Stimmen von außerhalb zu hören, die auf den überörtlichen Rang des Kulturdenkmals Schafhofherrenhaus hinwiesen. So schrieb der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Regierungspräsident i. R. WILLI K. BIRN am 1. 10. 1975 Briefe an den Stuttgarter Regierungspräsidenten FRIEDRICH ROEMER und an Kornwestheims Oberbürgermeister DR. PFLUGFELDER, in denen er mit Nachdruck betonte, der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND sei . . . *mit dem Landesdenkmalamt der Meinung, daß alles getan werden sollte, um dieses wertvolle Baudenkmal zu erhalten. Ich bitte Sie deshalb sehr, im Gemeinderat Ihrer Stadt darauf hinzuwirken, daß der Beschluß, der den Abbruch dieses Gebäudes vorsieht, rückgängig gemacht wird.* – Und einen Tag später schrieb der Vorsitzende des Historischen Vereins Ludwigsburg DR. WILLI MÜLLER an DR. PFLUGFELDER: . . . *daß es angesichts der tatkräftigen Unterstützung des Landes ein unverzeihlicher Schwabenstreich wäre, wenn der Schafhof aus dem in Jahrhunderten organisch gewachsenen Ortsbild ausradiert werden sollte . . .*

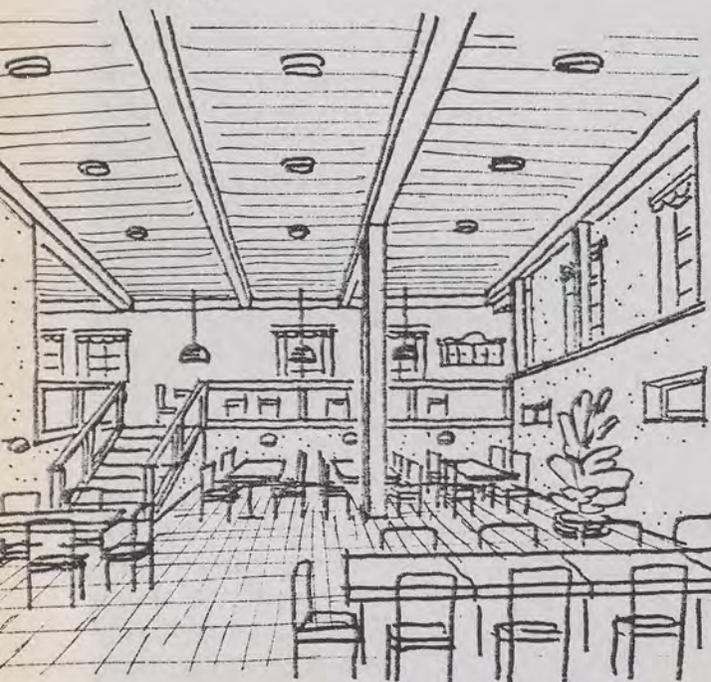
Zwei Überschriften auf einer Seite der Kornwestheimer Zeitung vom 10. 10. 1975 ließen noch einmal den Gegensatz der Meinungen erkennen. Da hieß es zum einen *«Bürger planen»*: *Schafhof als Denkmal erhalten. Die Gruppe Zentrale Einrichtungen schlägt vor: In Altenheim integrieren.* Und zum anderen wurde



Der Veranstaltungsraum im neugestalteten Dachstock
(Planskizze: W. Betting).

berichtet: Für Abbruch ausgesprochen. Mitglieder des Automobilclubs diskutierten über das Schafhof-Herrenhaus. Doch das war dann auch das Ende der Diskussion: Schon am darauffolgenden Tag überschrieben die Stuttgarter Nachrichten ihre neueste Meldung aus Kornwestheim: *Der Schafhof bleibt erhalten: In letzter Minute vor der Spitzhacke gerettet.*

Planskizze der Altenbegegnungsstätte im Erdgeschoß
(W. Betting).



Inzwischen ist die Rekonstruktion des Gebäudes abgeschlossen. Zur Zeit läuft jetzt der Innenausbau. Man hat sich entgegen den Wünschen des Landesdenkmalamtes dazu entschlossen, nur das Äußere des Hauses in der alten Weise wiederherzurichten. Das Innere wurde nach modernen Bedürfnissen ausgestaltet, um das Haus später nicht in musealer Ruhe versinken zu lassen, sondern mit Leben zu erfüllen. In Architekt WALTER BETTING wurde ein Mann gefunden, der sich dieser Aufgabe mit viel Liebe, Sachkenntnis und phantasievoller Gestaltungskraft angenommen hat. So verspricht das Innere anheimelnd und interessant und gleichzeitig praktisch und vielseitig verwendungsfähig zu werden. Im Erdgeschoß wird eine Altenbegegnungsstätte mit Bewirtschaftungsmöglichkeit entstehen. Hier werden sich Bürger aus der Stadt mit den Insassen des demnächst noch in unmittelbarer Nachbarschaft zu bauenden Altenheims in anheimelnder Atmosphäre treffen können. Die Betreuung wird die Arbeiterwohlfahrt übernehmen. Im Obergeschoß gibt es eine Hausmeisterwohnung und einen großen saalartigen Raum für Vorträge, Konzerte Ausstellungen u. a. Im Dachgeschoß wurde die balkenreiche mittelalterliche Konstruktion durch ein freitragendes Dach ersetzt und dadurch ein kirchenschiffähnlicher Raum mit Empore gewonnen, der sich bestens für Vereinsveranstaltungen eignet. Im Falle des Bedarfs ist Selbstbewirtschaftung möglich. Hinter der Empore, also im obersten Teil des Daches, befindet sich noch ein Konferenzraum – z. B. für Vorstandssitzungen von Vereinen.

Nachtrag

Das Gebäude verfügt über einen großen, sehr altertümlichen gewölbten Keller, in dem vielleicht später einmal eine „Beize“, eine Bürgertrinkstube, eingerichtet werden könnte. Im August 1976, als die Rekonstruktion in vollem Gange war, benützte ich den Anlaß meines 70. Geburtstages, einmal zu zeigen, was man dort machen kann, und lud Gemeinderat, Verwaltung und zahlreiche Bürger zur ersten „Schafhofkellerhockete“ ein. Das kleine Fest erregte allgemeines Vergnügen und trug viel zur Integration des Schafhofes in das wohlwollende Bewußtsein der Kornwestheimer Bürgerschaft bei.

In der Ausstellung «25 Jahre Baden-Württemberg» wurde eine Karikatur gezeigt, die damals, vor der Entstehung des neuen Bundeslandes, in einer Stuttgarter Zeitung abgedruckt war. Im Hintergrund des Bildes sind Fassaden einiger mehrstöckiger Zweckbauten zu sehen und vor allem rauchende Fabriksschloten; davor steht, etwas verloren in dieser modernen Umgebung, ein kleines Fachwerkhäuschen mit der Inschrift «Villa Altbaden», unter der Tür der Besitzer, in dem man den verbissenen Kämpfer für ein selbständiges Südbaden, LEO WOHLER, erkennt. Die Bildunterschrift lautet: *Jeder Kaufmann lobt seine Ware* – der Zeichner zielte darauf, den Selbständigkeitswunsch des ländlichen Bereichs am Oberrhein und im südlichen Schwarzwald lächerlich zu machen. Seht her, so könnte man die in der Karikatur versteckte Propaganda übersetzen, seht her, wie kümmerlich sich dieses kleine Altbaden ausnimmt neben dem übrigen Land mit seiner blühenden Wirtschaft . . .

Nun soll hier nicht von der Entstehung des Landes Baden-Württemberg die Rede sein. Was in unserem Zusammenhang zählt, ist die Tatsache, daß jene Karikatur von damals heute eigentlich nicht mehr ankommt, nicht mehr ankommen kann – und zwar ganz unabhängig von ihrer spezifischen Stoßrichtung gegen die Repräsentanten Altbadens, die man heute wohl etwas abwägender und gerechter beurteilt. Wer sich heute jenes Bild ansieht, der empfindet von vornherein ausgesprochene Sympathie für das kleine, putzige Häuschen, das da im Vordergrund steht und den Raum nicht freigeben will für einen weiteren industriellen Ausbau und damit eine weitere Verschandelung der Landschaft.

Die rauchenden Fabrikamine, im Jahr 1951 ein Symbol des wirtschaftlichen Aufschwungs, des wachsenden Wohlstandes, der gesellschaftlichen Konsolidierung – sie wirken heute, obwohl wir ja doch auch auf einen wirtschaftlichen Aufschwung warten, eher bedrohlich; das kleine Häuschen dagegen vermittelt fast schon ein wenig Heimatgefühle. Die kleine Zeitungskarikatur soll nicht überstrapaziert, das Bild nicht überinterpretiert werden. Es dient hier nur als ein Symptom unter vielen für eine innerhalb weniger Jahrzehnte von Grund auf veränderte Perspektive. Von Heimatspflege soll hier die Rede sein. Das ist gewiß kein Thema, das von den

Sitzen reißt, auch heute nicht – aber es ist auch kein Thema mehr, das von vornherein notwendigerweise in ein sektiererisches Abseits führt. Der Naturschutz, der durchaus in einem Atem mit der Heimatspflege genannt werden darf, schien noch vor einem Jahrzehnt die Domäne einiger Vorgestriger, die in biederer Harmlosigkeit die Zeichen der Zeit verkannten – heute kämpfen Leute wie HAP GRIESHABER und MARGARETE HANNSMANN um die Erhaltung der Wacholderheiden, um ein einziges Beispiel zu nennen. Im Prinzip steht es mit der Heimatspflege und schon mit dem Begriff Heimat nicht anders: lange schien es fast ein untrügliches Zeichen von Naivität und Rückständigkeit, wenn jemand das Wort überhaupt im Munde führte – jetzt tauchte es beispielsweise in den Dutzenden von Gedenkreden und Gedenkartikeln auf ERNST BLOCH immer wieder auf, nicht als etwas Schwärmerisches, etwas Abstraktes von weit her, sondern als konkrete und wichtige Aufgabe: *Umbau der Welt zur Heimat*, wie es BLOCH formuliert hatte.

Freilich, wer diese umfassende Aufgabe schlicht dem Ressort «Heimatspflege» zuweist, nimmt nicht nur einen Teil für das Ganze; er verkennt auch die besonderen Hypothesen, die auf diesem Ressort lasten, die besonderen Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Heimatspflege – da denkt man am ehesten an kleine Traditionsvereine, deren ausdrückliches und häufigstes Kennzeichen die Tracht ist, die aus früheren Jahrhunderten herübergerettet oder – noch häufiger – die neu konstruierte Volkstracht. Eine eingehende Auseinandersetzung mit diesem sekundären Gebrauch der Volkstracht ist hier nicht möglich, und Pauschalurteile sollen vermieden werden. Um eine im vollen Sinne echte oder gar «uralte» Überlieferung handelt es sich ganz sicher nicht, aber auch nicht um eine bloße Maskerade: Trachten waren gewiß schon früher nicht nur die selbstverständliche Alltagskleidung, sondern auch – so hat es KONRAD WEISS einmal ausgedrückt – *heraldische Formen des Volksdaseins*, also etwas, das Ausweis- und Demonstrationscharakter hatte wie ein Wappen. Hier geht es lediglich um den zweifellos etwas kuriosen Mechanismus, daß die Assoziationen beim Stichwort Heimatspflege so schnell beim Aufzug von Trachtengruppen einrasten: Heimat scheint in dieser Zusammensetzung etwas Pittoreskes, scheint eine Frage der ästhetischen Garnierung zu sein. Das schöne Alte, das gute Alte – die Wirkung gerinnt in gefühligen Sprichwortklischees:

* Text einer Sendung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart am 10. 9. 1977

Wo man singt – und man könnte ruhig hinzufügen: wo man Tracht trägt, wo man farbige Bändertänze vorführt – da laß dich ruhig nieder . . .

Der alljährlich auf dem Kalender verzeichnete «Tag der Heimat» bietet vielfach ein Muster solchen Heimatverständnisses. Die Problematik dieser besonderen Feier liegt nicht nur darin, daß hier auf einen Tag konzentriert werden soll, was dauernder Anspruch ist – das ist mit dem Tag der Arbeit, dem Muttertag, dem Weltspartag nicht anders, und in einer Zeit greller Plakateffekte sind solche Erinnerungsakzente wohl kaum zu vermeiden.

Problematischer ist die Frage der spezifischen Zielsetzung: der Tag der Heimat kam zustande als Mahnung an die verlorene Heimat der Millionen Zuwanderer aus dem Osten, aber in der Proklamation von Heimat steckte ja doch auch der Appell zur Eingliederung in der neuen Heimat, und unter diesem Aspekt ist es kein schlechtes Zeichen, daß dieser verordnete Tag der Heimat stets ein wesentlich schwächeres Echo in der Bevölkerung gefunden hat als die spontaneren lokalen oder regionalen Stadt- und «Heimat»-Feste. Die Ausgestaltung war und ist sehr verschieden; aber im allgemeinen sind da einige staatliche Repräsentanten als Redner, einige Versprengte alter und neuer Traditionsbünde als Zuhörer und – etliche Trachtler und Fahenschwinger als Träger des Rahmenprogramms. Indem sie ihre schönen Gewänder, ihre alten Lieder und Tänze, die scheinbar ganz unproblematische Seite des sogenannten «Volkstums» vorführen, pendelt sich «Heimat» weithin im Bereich des Unverbindlichen und des scheinbar gänzlich Unpolitischen ein.

Heimat als etwas Unpolitisches – das heißt aber nichts anderes, als daß die jeweils dominierenden politischen Mächte nicht in Frage gestellt werden. Die alten Lieder und Tänze, die überlieferte Tracht und der herkömmliche Dialekt – all das gehört danach in einen Ewigkeitsrhythmus, der weit von den Tagesfragen entfernt ist. Diese Auffassung ist so eingefleischt, daß prompt vom «Mißbrauch des Dialekts» gesprochen wurde, als sich im Zuge der Auseinandersetzung um die oberrheinischen Kernkraftwerke Liedersänger und Sprechchöre den einheimischen Dialekt zunutze machten. Das paßte nicht in das schönfärberische Konzept von Heimat und Heimatsprache.

An solchen Bruchstellen im Alltagsgetriebe wird deutlich, daß die Frage der Erhaltung, der Pflege von Heimat sehr viel weiter reicht als die Belange der traditionellen Heimatpflege.

Alles, was dazu führt, *die Umgebung bewohnbarer zu machen*, ist in diesem weiteren Sinne ein Akt der Heimatpflege. Nun soll freilich nicht verschwiegen

werden, daß ein solches weiteres Verständnis ins Uferlose, zumindest in eine kaum begrenzbare Landschaft führt. *Die Umgebung bewohnbarer zu machen* – diese Absicht kann gewiß auf die verschiedenste Weise verfolgt werden. Die Formulierung stammt von PETER WEISS, der so das Ziel seiner Schriftstellerei umschrieb. Andere – Gewerkschafter und Unternehmer – verfolgen das gleiche Ziel, indem sie für eine Humanisierung der alltäglichen Arbeit sorgen. Gemeinderäte dienen dem Ziel, wenn sie sich für Kinderspielplätze oder besser: für Bebauungspläne einsetzen, die besondere Kinderspielplätze erst gar nicht nötig machen. Und Lehrerinnen und Lehrer tun viel für jenes Ziel, wenn sie zum Beispiel im konzeptionslosen Wirrwarr ihres Schulalltags ein eigenes Konzept für die Gastarbeiterkinder entwerfen. All das ist, in einem weiteren Sinne, Heimatpflege.

Es ist freilich richtig, daß dieser weitere Begriff von Heimatpflege nicht wirklich konturiert werden kann, daß er ausgesprochen unhandlich ist. Es ist sicher legitim und sinnvoll, eine engere Konzeption von Heimatpflege zu entwickeln, die der Lokalgeschichte verbunden ist, die sich mit den örtlichen und regionalen Überlieferungen befaßt, die sich orientiert an den spezifischen Möglichkeiten lokaler und regionaler Kultur. Der weitere Rahmen, der umfassende Versuch, *die Umgebung bewohnbarer zu machen*, muß aber auch für diese Heimatpflege im engeren Sinn den Maßstab hergeben; sie muß mehr sein als nur eine schlechte Spielart von Denkmalpflege.

Eine schlechte Spielart, wohlgermerkt, denn hinter der neueren Entwicklung der Denkmalpflege ist die Heimatpflege bisher zurückgeblieben. Die Phase, in der irgendein einzelnes Gebäude in einem Stadtkern wegen seiner barocken Verzierungen auf die Schutzliste kam, bis es dann der fortgeführten Straßenplanung so im Wege stand, daß sich auch die Denkmalpfleger den Sachzwängen nicht verschließen konnten – diese Phase hat die Denkmalpflege hinter sich gelassen. Ihre jüngste Entwicklung kennt einige Charakteristika, die vorsichtig auf den Bereich der Heimatpflege übertragen werden können im Sinne eines neuen Programms.

Zunächst: Die Denkmalpflege fällt heute ihre Entscheidungen meist auf der Basis einer umfassenden Dokumentation. Die Heimatpflege, ohnehin meistens weit entfernt von der Forschung angesiedelt, hat keine solche Grundlage; sie kennt solche Dokumentationen kaum. Es gibt hierzulande keinen Museumsentwicklungsplan, der auch die kleinen Lokalmuseen einbezieht. Ansätze zu Freilichtmuseen sind zwar aus dankenswerten privaten Initiativen

entstanden, aber das Hin und Her um ein großes, übergreifendes Freilichtmuseum ist bis jetzt ein folgenloses Trauerspiel geblieben.

Beim Stichwort Dokumentation ist indessen nicht nur an die materielle Kulturüberlieferung zu denken. In anderen Bereichen zeigt sich die Problematik der «Pflege» oft noch deutlicher. Da ist. z. B. der Dialekt – sicher eine sehr unmittelbare sprachliche Ausdrucksform von Heimat. Was aber heißt hier Pflege, Heimatpflege in diesem elementaren Bereich? Gewiß, es gibt eine kräftige Welle neuer, imponierender Mundartdichtung; und es gibt jetzt auch häufiger Wettbewerbe für Mundartstücke, die auf die Bühne gebracht werden sollen. Dagegen ist gar nichts einzuwenden; aber wird dies als Pflege des Dialekts verstanden, so wird dieser auf einer abgehobenen Ebene der Vorführung – pointierter gesagt: der Show – angesiedelt.

Die Rückwirkung auf den Dialekt in seiner alltäglichen Funktion dürfte ziemlich gering sein. Heimatpflege auf diesem Gebiet hat andere Dimensionen: Der Dialekt kann in seiner regionalen, ja lokalen Vielfalt dokumentarisch festgehalten, und er kann in seinen Differenzierungen, in seiner historischen Entwicklung und seinen sozialen Bestimmungsgrößen erforscht werden: wer redet wann zu wem auf welche Weise? Erst auf einer solchen Grundlage ist dann auch sinnvolle «Pflege» möglich. Wichtige Vermittler, vor allem die Lehrer, könnten auf dieser Grundlage der Forschung über die Gestalt und die Funktion, über die Grenzen und die Möglichkeiten des Dialekts informiert werden. So könnte dann auch für den Dialekt – in seiner notwendig begrenzten Reichweite – Verständnis geweckt, könnte Sorge getragen werden, daß die Dialektsprecher in bestimmten Bereichen, auch solchen der Öffentlichkeit, nicht vorschnell disqualifiziert werden.

Ein solches umfassenderes Konzept von Heimatpflege isoliert die einzelnen Kulturgüter nicht, sondern sucht sie aus ihren und in ihren Lebenszusammenhängen zu begreifen. Hier bietet sich als Analogie ein zweites Stichwort der neueren Denkmalpflege an: Ensembleschutz. Das einzelne Objekt soll in seinem städtebaulichen und landschaftlichen Zusammenhang gesehen werden – und entsprechend kommt es auch in der Heimatpflege darauf an, daß Details nicht demonstrativ herausgelöst, daß sie vielmehr in Beziehung gesetzt werden zu den Lebensverhältnissen und kulturellen Möglichkeiten der Bevölkerung. Pflege des Dialekts, um dieses Beispiel nochmals aufzunehmen: das hieße dann eben nicht nur theatralische Demonstration, das hieße vielmehr auch: die Leute mitreden lassen in ihrer Sprache, wo es um lokale und regionale Belange

geht, hieße Demokratisierung von Entscheidungen und nicht nur Popularisierung einer ästhetisch verstandenen Sprachform.

In den letzten Jahren ist die Denkmalpflege dazu übergegangen, die jüngere und jüngste Vergangenheit in ihre Schutzmaßnahmen einzubeziehen. Ein solches wirkliches Geschichtsverständnis, das nicht gleich in die mythischen Phantasieräume der Vorzeit oder wenigstens des Mittelalters springt, sondern die Welt der Väter und Großväter ernst nimmt, tut auch der Heimatpflege not. Die Konstruktion des angeblich Uralten erübrigt sich, wenn sich die Einsicht durchsetzt, daß unsere alltäglichen Möglichkeiten zwar auch durch die Setzungen einer ferneren Vergangenheit begrenzt, daß sie vor allem aber durch die Entwicklung der letzten 50 oder 100 oder auch 200 Jahre bestimmt werden.

Auf der gleichen Linie liegt die in der Denkmalpflege üblich gewordene Einbeziehung von Zweckbauten – auch diese Tendenz läßt sich in eine entsprechende Forderung an die Instanzen der Heimatpflege übersetzen. Heimatpflege darf sich nicht nur auf Festtägliches, auf die Demonstration pittoresker Formen beschränken. Ihr Erfolg bemißt sich nach dem Grad, zu dem sie in alltägliche Formen und Inhalte einzugreifen vermag. Dies trifft zusammen mit einer letzten Tendenz der Denkmalpflege, die hier im Vergleich erwähnt werden soll: sie begnügt sich nicht mehr mit der Etikettierung von «Denkmälern», sondern überlegt auch, was daraus im täglichen Leben werden soll. Auch solche Nutzungs- und Integrationsüberlegungen gehören zur Heimatpflege, die sich nicht selbstgenügsam auf bloße Details einer vergangenen Kultur zurückziehen darf. Sie sollte vielmehr bemüht sein, das gesamte gesellschaftliche Leben im Sinne einer vernünftigen Strukturierung, im Sinne der Humanisierung zu durchdringen.

Die Überlegungen zu den Zielen von Heimatpflege, das zeigt sich hier noch einmal deutlich, lassen sich also nicht stillstellen: Letztlich geht es eben doch um jene umfassende Aufgabe des *Umbaus der Welt zur Heimat*, von der die Rede war.

Das Wort Welt taucht nicht zufällig in dieser Formel auf. Heimat, das ist Nahwelt, gewiß. Aber diese Nahwelt läßt sich nicht ausschneiden aus den weiteren Bezügen, läßt sich nicht herauslösen aus den Abläufen der Gesamtgesellschaft. Wie steht es eigentlich mit der Heimat unserer Gastarbeiter? Ist es zulässig, sie jahrelang auf den Koffern sitzen zu lassen; darf Heimat für sie nur der Abglanz des fernen Mutterlandes sein? Stünde es den Instanzen der Heimatpflege nicht gut an, diese Menschen in ihrem kulturellen Selbstverständnis zu stärken, die kultu-

relle Vielfalt der verschiedensten ethnischen Gruppen einmal zur Geltung zu bringen – in Ausstellungen, in Vorführungen, am «Tag der Heimat»? Das ist nur ein Beispiel unter vielen. Für unsere Zeit gilt mehr denn je die Forderung, die der Philosoph

WALTER SCHULZ als Maxime des Handelns herausgestellt hat: die *Ethik im Nahhorizont* zu vermitteln mit der *Ethik im Fernhorizont*. Das klingt abstrakt; in Wirklichkeit ist es eine sehr konkrete Forderung auch für den Bereich der Heimatpflege.

Augart

Es soll hier nicht um einen Au-gart gehen, sondern um die Aug-art der Mund-art, die ja sonst eine Ohr-art ist, also um die geschriebene Mundart, um die Schreibform des Schwäbischen. Eigentlich ist es ja ein Widerspruch, die für Mund und Ohr geltende Sprache (von sprechen!) auch dem Auge zuzuweisen und ihre Laute geschrieben (also leis!) zu geben. Wenn man sie aber schreibt, so möchte man diese Laute möglichst deutlich anzeigen, man will möglichst phonetisch genau schreiben. Das ist schon bei der allgemeinen Schriftsprache nur sehr im groben durchführbar. So sind lange und kurze, offene und geschlossene Vokale, stimmhafte und stimmlose Konsonanten nicht genau angegeben; es gelten hier eben Festsetzungen, die wir als selbstverständlich hinnehmen.

Auch für die Schreibung der Mundart muß die phonetische Forderung oben an stehen. Voll phonetische Schreibung ist aber hier noch weniger durchführbar als bei der Schriftsprache, sie ist auch gar nicht erwünscht. Eine möglichst rein phonetische Schreibung braucht nur die Wissenschaft für Sprachgeschichte und Sprachvergleich. Sie muß sich dazu aber mancher besonderen Zeichen bedienen, und ihre Sprachdarstellung wird so für Nichtfachleute oft fast unleserlich.

Wenn aber in Mundart Gedichte, Erzählungen, Spielstücke aus dem Lebensbereich der Mundartssprecher geboten werden, so sollen sie auch von diesen gelesen werden können. Hier liegt nun ein Problem: die schriftliche Darbietung der Mundart soll deutlich sein, aber einfach. Dafür gibt es keine verbindlichen Festsetzungen wie für die Schriftsprache. Wir haben keinen «Rechtschreib-Duden» und keinen «Aussprache-Siebs» für unsere Mundart. Die Mundartschreiber haben hier also weithin freie Hand, wie sie die Laute der Sprache wiedergeben wollen, und sie nützen diese Freiheit z. T. übertrieben aus. Sie sind aber doch dadurch eingeengt, daß sich mit unseren 25 Buchstaben eben nicht alle Laute genau wiedergeben lassen.

Karl Häfner

Viele Mundartschreiber sehen nun eine wesentliche Seite ihrer Freiheit darin, daß sie alle die Festsetzungen der allgemeinen Sprache nicht berücksichtigen, die nur für die geschriebene Sprache gelten, für das Hören aber nicht bestimmend sind. Sie verwenden deshalb keine Großbuchstaben für die Substantive und verzichten auf viele Dehnungs- und Schärfungszeichen. Wenn man bloß ans Sprechen denkt, scheinen auch die Buchstaben c, v, x, y, z überflüssig. Da die Setzungen aber in der Schriftsprache vertraute Wortbilder geben, sollte auch die Mundart sie weitgehend beibehalten, damit ihre Wortbilder nicht gar zu ungewöhnlich werden. Feste Wortbilder sind für das Lesen wichtig; der nicht ganz ungewandte Leser liest ja nicht Buchstaben, sondern Wörter und Wortgruppen.

Das gilt sicher von der Großschreibung. Gewiß hört man sie nicht. Sie wäre also bei der Mundart, bei der es vor allem auf das Hörbare ankommt, nicht nötig. Solange aber die Schriftsprache nicht auf sie verzichten will, sollte die Mundart es noch weniger tun. Wenn für die Berechtigung der Großschreibung in der Schriftsprache gesagt wird, daß sie das Lesen erleichtere, so sollte man bei der Mundart auf diese Erleichterung nicht verzichten. Man braucht für die Schriftsprache nicht die allgemein bekannten künstlichen Beispiele anzuführen (weise Reden hören, Weise reden hören), muß aber doch zugestehen, daß in der Großschreibung eine wichtige Hilfe für die Unterscheidung der Wortbilder liegt.

Und so unnötig und widersprüchlich manche Zeichen für Länge und Kürze in der Schriftsprache sind, auch sie tragen dazu bei, uns feste Wortbilder zu geben. Der Abstand der Schreibung «fi» vom Wort «Vieh» wäre doch zu groß. Bei manchen Wörtern der Mundart ist es auch gut, Länge oder Kürze besonders zu zeigen, weil sie anders sind als in der allgemeinen Form der Sprache, so etwa *dees*, *wedder* statt *des* und *weder*.

Wenn durch Verzicht auf Großschreibung und Weglassung mancher Dehnungs- und Schärfungs-

zeichen ein bißchen Ballast der Schriftsprache abgeworfen wird, der für die phonetische Schreibung der Mundart lästig wäre, so könnte das bloß einen kleinen Anfang bedeuten, und für die Laute selber bleibt noch viel Arbeit. Worin diese beim Schwäbischen besteht, soll hier angedeutet werden. Es kann sich dabei aber nicht darum handeln, daß ein allgemeines Schwäbisch gezeigt werden soll. Zwischen der Äblermundart MATTHIAS KOCHS von *Dierenga* oder der SEBASTIAN BLAUS aus dem einst vorderösterreichischen *Raoteburg* oder der Unterländer Mundart AUGUST LÄMMLES von *Aosweil* bestehen große Unterschiede, die bei der schriftlichen Darstellung nicht verwischt werden sollen.

Wenn die Mundart örtlich bestimmbar bleiben soll, so ist an erster Stelle die Verschiedenheit des Doppellautes *ei* (altes *ei*) zu nennen, der im Westen zu *oa*, in der Mitte und im Osten zu *oe* wird; dort lauten *nein*, *breit*: *noa*, *broat*; hier dagegen *noe*, *broet*. Diese Formen werden selten vermischt, so zuweilen bei LÄMMLE, bei dem in demselben Gedicht Wörter mit *oa* und *oe* vorkommen können. Will er damit beiden Seiten dienen, oder ist es vielleicht in seinem hart an der *oa-oe*-Grenze liegenden *Aosweil* so? Die Form mit *oe* scheint vielfach, als die in Stuttgart übliche, für feiner zu gelten als die mit *oa*. Ganz auf örtliche Festlegung verzichtet haben die sogenannten Salonrytiker des vorigen Jahrhunderts. Sie haben so in ihren Gedichten ein allgemein verständliches Schwäbisch geboten und damit netten Lesestoff geliefert, aber so weder der Mundart noch dem Volkstum gedient. In welchen Stücken bringt nun möglichst lautgetreue Schreibung des Schwäbischen die größten Abweichungen von der allgemeinen Schriftsprache? Wie und wie weit können diese angedeutet werden, ohne daß die Lesbarkeit zu stark beeinträchtigt wird und Wortbilder entstehen, die zu sonderbar, oft lächerlich sind?

Die wichtigsten Unterschiede sind bei den Konsonanten die Erweichung der harten *p*, *t*, *k*, auch *z* (= *ts*), und die Verbreiterung des *s* zu *sch* in *st* und *sp*; bei den Vokalen einige Doppellaute, die gerundeten Laute, die Senkung von *i* und *u* vor Nasalen und die Behandlung des verdampften *e*.

Spitze *st* und *sp* kommen im Schwäbischen kaum vor, weder im In- und Auslaut, noch im Anlaut, überall wird verbreitert! Da auch die gewählte Hochsprache im Anlaut verbreitern darf, besteht wohl keine Notwendigkeit, daß bei Schreibung der Mundart hier breite Laute angegeben werden, womöglich als *schd* und *schb*. Überhaupt ist es wohl nicht zweckmäßig, jede Verbreiterung schriftlich zu zeigen, besonders nicht bei den Endungen der Superlative und bei Zeitwortformen; allzuviel *sch* ist

nicht eben schön: *schdärrichschd*, *schbidsichschd*, *schdrenschd*, *schbrichschd*, *schdobfschd*.

Eine sehr stark ins Ohr fallende Besonderheit des Schwäbischen ist das Fehlen der harten Verschlusslaute *p*, *t*, *k*. Zwar wird *k* vor Vokalen hart gesprochen (Kasten, Kerl) und auch *p* und *t* kommen vor, aber nicht dort, wo die Schriftsprache sie setzt (*behalten* = *palte*, *die Hand* = *ta'd*); aber im allgemeinen lauten alle weich, sogar im Anlaut. Es ist nun aber doch nicht ganz richtig, *p*, *t*, *k* einfach durch *b*, *d*, *g* zu ersetzen, da diese «weichen» Laute bei uns ja doch nicht eigentlich weich, d. h. stimmhaft gesprochen werden, sondern eben bloß schwache harte, d. h. nicht behauchte sind. Unsere Mundart kennt ja überhaupt fast keine wirklich stimmhaften Konsonanten, auch *l*, *m*, *n*, *s*, *w* erhalten selten Stimmton. Es kann deshalb keine zu starke Versündigung an der «Richtigkeit» der Mundart sein, wenn an weniger markanten Stellen die harten Laute der Schriftsprache beibehalten werden. Namentlich da, wo von der Schriftsprache her eine falsche Blickrichtung eingeleitet werden könnte. Wenn *walzen*, *Wirt*, *Volk*, *Torte*, *Pracht* mit Buchstaben für die weichen Laute geschrieben werden, so denkt man unwillkürlich an *Wald*, *wird*, *folgen*, *dort*, *brachte*; *patschen* als *badtschen* geschrieben läßt an *baden* denken; *treu* als *drei* ist wohl nicht angängig. Solche Verwechslungen sind lästig; es gibt schon in der Schriftsprache mehr, als wünschenswert ist, die Mundartschreibung soll sie nicht noch vermehren.

Weil so örtliche Unterscheidungen angegeben werden können, sei auch der Buchstabe *r* gestreift. Wörter wie *Gaarten*, *kuurz*, *Wiit*, *Hiisch* zeigen, daß *r* die Silben längt oder ganz ausfällt. In *Aoher*, *Raoher*, (*Ohr*, *Rohr*) wird vor *r* ein Laut eingesetzt, in *aram*, *Bereg*, *Hora* (*arm*, *Berg*, *Horn*) nach ihm; ein *s* wird nach *r* zu *sch* verbreitert (*fürsche*).

Bei den Vokalen entsteht die Frage, ob die gerundeten *ö*, *ü*, *eu*, *äu* beibehalten werden sollen. Unsere Mundart rundet hier nie, in ihr werden sie zu *e*, *i*, *ei* und sind auch deren Änderungen unterworfen. Da die Entrundung ohne Ausnahme ist, schadet es kaum, wenn die Buchstaben für sie belassen werden, wo sonst irrtümliche oder schwer lesbare Wörter entstehen würden. Kein Schwabe wird einen gerundeten Laut sprechen, wenn *baös*, *müed* geschrieben wird; aber diese Formen sind leichter verständlich, als wenn *baes*, *mied* geschrieben würde.

Dagegen wird man nicht darauf verzichten wollen, die Senkung von *i* (und *ü*) und *u* zu *e* und *o* vor Nasalen anzugeben. Wenn diese Besonderheiten unserer Mundart nicht bezeichnet werden, so ergibt sich eben kein Schwäbisch (*Kenderwendel*, *gsond ond monter*, *Rompf ond Stompf*).

Zweifel für die Schreibung der Mundart gibt es auch bei den Wörtern, in denen die Schriftsprache *e* hat; dieses *e* kann ja breit als *ä* oder spitz als *e* gesprochen werden; die schwäbische Form der Hochsprache bringt alles durcheinander, *e* kann als *ä*, *ä* als *e* gesprochen werden (*leer, beten, fährt, Räder, Schwefelbäder*). Man könnte nun meinen, phonetische Schreibung der Mundart müsse in diesem scheinbar willkürlichen Durcheinander Klarheit bringen und *lär, bäten, ferd, Reder* schreiben. Das wäre eine arge Verirrung; kein Schwabe wird, wenn er nicht künstlich Bühnensprache sprechen will, *fährt* und *Räder* mit *ä* sprechen. Hier sollte unbedingt auf die genaue Darstellung der Laute verzichtet werden und die allgemeine Schreibung beibehalten werden.

Auch über die aus offenen und geschlossenen Lauten entstehenden Doppellaute sollte Klarheit herrschen: hier *ae* (*See, weh*), dort *ea* (*Weg, leben*). Wie *ae* und *ea* auseinanderzuhalten sind, so auch *oa* und *ao* (*noa, broat, laos, taot*).

Von sehr großer Bedeutung für die Schreibung der Mundart ist der zwischen *e* und *a* liegende Laut vieler Nebensilben. In der Schriftsprache steht hier meist *e*. Soll man nun, um deutlich zu zeigen, daß Mundart dargestellt werden soll, hier überall *a* setzen? Vielfach geschieht das. Sicher aber wird so der Mundart schlecht gedient, weil ungewohnte Wortbilder entstehen. Das ist besonders der Fall, wenn noch andere Laute der Mundart phonetisch genau wiedergegeben werden wollen. Dann gibt es Formen wie *wandarar, schbarar, fedara, fegala, lärarna, biddarar, dadla, hobla, (hopla!), dabfara, dsabla, gaggara, sdagalad, die Wanderer, Sparer, Federn, Vögelein, Lehrerinnen, bitterer, tadeln, hobeln, tapferen, zappeln, gakkern, s tagelet* bedeuten sollen. Verbindungen sehen dann so aus: *ama alda schnadarar, beima arga boldarar*. Manche Mundartschreiber sehen in dieser Verwendung des *a* eine besonders gute Verdeutlichung der Mundart; sie scheinen zu meinen, zur Mundart gehöre notwendig derbe Breite.

Das zeigen sie dann besonders auch in der Behandlung der alten Doppellaute *ie, uo, üe* die sie nicht als *ie, ue, üe* schreiben, sondern breit als *ia, ua, ia*, also *liab, guat, miad*. Es heißt dann bei ihnen: *a liaba, guada Muadar, dia miada Briadar, a wiaschda arga Kuafligada*. Hier zeigt sich neben der Vorliebe für das Breite, Ungeschlachte auch ein Hinüberschieben zum Bairischen. Als Begründung dafür, *ie* als Doppellaut *ia* zu schreiben, mag man vielleicht anführen, daß so nicht das Dehnungs-*e* gemeint ist. Wenn aber die Dehnung gar nicht oder durch Doppel-*i* bezeichnet wird, so kann für den gesprochenen Doppellaut *ie* beibehalten werden (*vil, Wiise; lieb, Tier*).

Es sind vielerlei Fälle, in denen zur Schreibung der

Mundart andere Buchstaben zu setzen sind als in der Schriftsprache, weil die Mundart eben andere Laute hat. Aber man sollte auf eine lautgetreue Wiedergabe verzichten, damit nicht zu seltsame Wortgebilde entstehen. Die Lesbarkeit ist für das «Mundartvolk» wichtiger als genaue Darstellung der Laute, die ja doch immer bloß ungenau sein wird.

Überhaupt legt man bei der Schreibung der Mundart vielleicht zuviel Wert auf die Lautung und vernachlässigt darüber Wichtiges, was unbedingt auch dazu gehört: ihre besonderen grammatischen Formen. Hier sei bloß genannt die Bildung der Mehrzahl und manche Zeitwortformen. So heißt es im Schwäbischen *Däg, Roß, Faß, Geschäfte, Tanten, Mischtena, i tritt, i hilf, i gsieh, mr saget, se kommet*. Kaum weniger wichtig als die einzelnen Laute sind auch die Verbindungen, Zusammenziehungen, Weglassungen der Mundart. Wie sollen diese angedeutet werden? Gar nicht, durch Apostroph, Bindestrich? Als allgemeine Regel kann bloß genannt werden: Nicht zuviel Zeichen setzen und keine ungewohnten Zusammenziehungen bilden. *Ufem Berg* geht gut, *ufeme Berg* schon weniger, *ama Tag* geht an, *anama Tag* aber kaum mehr. Viele Zeichen machen das Schriftbild unruhig, und sie stören beim Lesen. Sie können wohl in manchen Fällen Hilfen geben und das Unterscheiden erleichtern, etwa bei der mehrfachen Bedeutung von *no* (*nun, nur, noch, nahe, nachher*).

Daß der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache nicht nur in der Lautung liegt, sondern ganz wesentlich auch im Wortschatz, ihrer ganzen Ausdrucksweise, ihrem Reichtum an Redensarten, braucht nicht betont zu werden, wenn von der schriftlichen Darstellung der Mundart gehandelt wird. Angeführt soll es aber doch werden, weil hier vielfach gefehlt wird. Es ist schlechte Mundart, auch wenn ihre Laute noch so gut angegeben werden, wenn sie nicht aus der Sprachwelt der Mundartsprecher, sondern aus einer anderen Geisteshaltung heraus gegeben wird.

Zum Schluß sei noch auf eine Hemmung hingewiesen, zu der geschriebene Mundart leider führen könnte: Für die Mundart wesentlich ist auch ihr Wort- und Satzton, die ganze Sprachmelodie. Zu genaue Angabe der Lautung erschwert nicht nur das Lesen der einzelnen Wörter, es beeinträchtigt auch die Betonung. An richtige Betonung kann man über der Mühe, die das Lesen macht, oft gar nicht mehr denken. Man steht der Sprache gegenüber wie Grundschüler beim Lesenlernen und verfällt dann auch beim Lesen der Mundart in den Schulten der Leseanfänger. Wenn geschriebene Mundart gelesen werden soll, so ist die Betonung wesentlich; es ergibt

sich eben sonst keine Mundart. Wer in der Mundart lebt, in wem sie lebendig ist, der wird richtig betonen, auch wenn die einzelnen Wörter nicht ganz lautgetreu wiedergegeben sind.

Deshalb sollte die Entscheidung bei der Schreibung der Mundart so fallen: So schreiben, daß es als Mundart gelesen werden kann, leicht gelesen werden kann und deshalb gern gelesen wird. Die Schreibung soll zeigen, daß es Mundart ist, welche Mundart es ist, aber sie soll das Lesen nicht zu sehr erschweren, indem sie Wortgestalten bildet, die von denen der uns vertrauten Schriftsprache zu sehr abweichen. Die Mundart soll in ihren Wörtern nicht Rätsel bieten, die gelöst werden müssen. Es ist ja nett, wenn bei einem verrätselten Wort das Aha-Erlebnis kommt: Das ist gemeint! Aber wichtiger als dieses kleine Erlebnis ist das große Erlebnis des ganzen Lesens, und das wird über dem kleinen oft verhindert. Geschriebene Mundart will in Gedichten,

Erzählungen und Spielstücken Freude und Gelöstheit bringen und darf deshalb nicht zum Lösen von Worträtseln nötigen.

Phonetische Verrätselung der Mundart ist keine sorgliche Pflege, sondern fast möchte man sagen, eine Verteufelung. Sie zeigt fast immer, daß die Schreiber sich selber nicht in die Mundart stellen, sondern vornehm überlegen *ü b e r* sie. Vielfach entsteht der Eindruck, daß ihnen die Mundart überhaupt keine so recht ernste, sondern eine mehr oder weniger lächerliche Sprachform ist. In witzigen, lustig sein sollenden Stücklein soll bei ihnen deshalb schon die Schreibung mancher Wörter ein billiger Witz sein. Sie muten der Mundart zu, daß sie in ihren Wortformen den dummen August, den Bajaß mache. Wer Mundart schreibt, sollte nicht über sie spotten, sondern sie als einen Teil der Heimat pflegen. Dazu soll sie aber so geschrieben werden, daß sie gern gelesen wird.

Christian Wagner Märchenerzähler, Brahmine und Seher

Friedrich A. Schiler

Ostersamstag

Wie die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Tränen fanden,

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen.

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist ganz trüb der Himmel.
Traurig stehen sie, die Köpfe hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

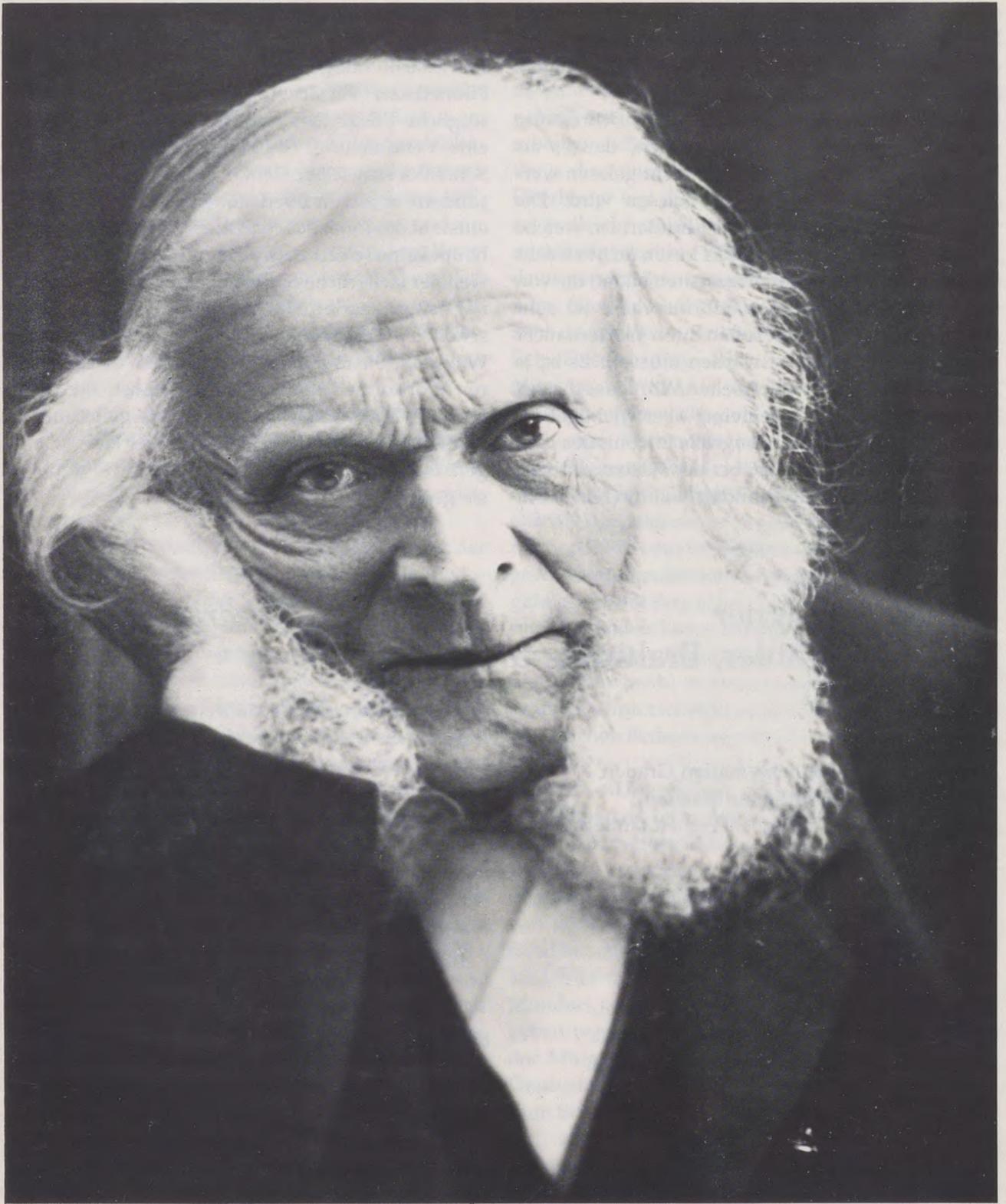
Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede,

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.

Ich zähle dieses Gedicht – das ist sicher sehr subjektiv – zu den mir liebsten Gedichten deutscher Spra-

Überarbeitete Fassung einer Sendung des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen.

che. Es wurde vor gut 80 Jahren geschrieben von einem damals wie heute wenig Bekannten: von CHRISTIAN WAGNER aus Warmbronn. Einem Kleinbauern aus dem württembergischen Gäu. Allerdings: Bauern- oder gar schwäbische Heimatdichtung ist das nicht. (Von AUGUST LÄMMLE spricht man darum mehr als von CHRISTIAN WAGNER.) HERMANN HESSE, GUSTAV LANDAUER, KURT TUCHOLSKY haben ihn schon zu Lebzeiten erkannt und gerühmt: *Christian Wagner, den ich immer bei mir führe und nur: die Deutschen lesen solche deutschen Gedichte nicht* heißt es bei TUCHOLSKY; KARL KRAUS hat ihn dann in der Fackel gerühmt, THEODOR HEUSS hat ihn liebevoll beschrieben, ALBRECHT GOES, ROBERT MINDER haben ihn zitiert. Und neuerdings wird er wieder aus der Versenkung geholt: Vor ein paar Jahren Aktivitäten einer Christian Wagner-Gesellschaft, eine neue Gedichtauswahl, Faksimile-Ausgaben der «Eigenbrötler» und der «Sonntagsgänge». Dazu Dispute im Leonberger Gemeinderat um das Geburtshaus in Warmbronn: merkwürdige Renaissance eines Außenseiters – fast suspekt, wenn man auf die Schar seiner Verehrer zurückblickt: Den «vaterlandslosen Pazifisten» HERMANN HESSE, den «subversiven Literaten» KURT TUCHOLSKY, den kritischen Intellektuellen KARL KRAUS, den kompromißlosen Demokraten THEODOR HEUSS, den «Anarchisten» GUSTAV LANDAUER.



Wem jeder Andersdenkende als «zersetzend» gilt, der wird nie Zugang finden zur Welt dieses jeder Schablone, jedem Herrschaftsanspruch sich mit sanfter Gewalt entziehenden Kleinbauern aus Warmbronn. Er paßt in keine vorgefertigte Form, dieser Bauer und Dichter, der alles andere eher war als ein «Bauerdichter».

Keiner hat dies so klar erkannt wie THEODOR HEUSS in seinem Essay «Christian Wagner aus Warmbronn» – übrigens 1935 geschrieben, also schon nazistischem Schreibverbot zuwiderhandelnd: *Da hat man also einen richtigen Bauern, der Gedichte gemacht hat – er war fast fünfzig Jahre alt, als er mit einem Päckchen beschriebenen Papier den Weg nach Stuttgart antrat,*

ob das wohl einer drucken werde. Der Verleger fand sich. Er war wohl etwas erstaunt, als das kleine Bäuerlein mit dem großen Kopf, ungeschickt, doch in einer seltsamen inneren Sicherheit, vor ihm stand – und dann der Titel: «Märchenerzähler, Brahmine und Seher!» Das war etwas kraus und skurril, aber der Angesprochene spürte, das ist mehr als ein Kuriosum, wenn da einer vom Dorf hereinkommt, im dunkeln, gesäumten Sonntagsrock, und trägt im Wort das Gewand eines indischen Weisen.

Es ist nichts mit Erdgeruch und Scholle. Nein, dieser Mann, der seinen Acker umbricht, seine Wiesen mäht, seinen Dung fährt, den Kühen, Säuen, Hühnern Futter bringt, paßt gar nicht in das Schema der dörflichen Epik und Lyrik. Die «Bauerdichter» sind Pfarrer, Lehrer, Landärzte, Anwälte der Kleinstadt – vielleicht, daß bäuerliche Herkunft ihr Wissen und Empfinden nähert, aber sie haben Abstand genommen und sind Betrachtende geworden. Dieser hier rackert sich im schweren und gleichmäßigen Beruf ab, aber er lebt in einer anderen Welt.

Und er stellt diese «andere Welt» – seine eigentliche Welt – dar im Gedicht. Ich glaube, das ist die erste große Faszination, die von CHRISTIAN WAGNER ausgeht: Daß hier auf ganz ursprüngliche, naive Weise Sein und Aussage, innere Existenz und Dichtung übereinstimmen. Er reflektiert nicht über sich, er berichtet nicht von sich – er sagt sich. Total un-intellektuell, fast wie ein exotisches Wesen wirkend, für den Intellektuellen seiner wie unserer Zeit. Dabei nicht reflexionslos naiv. Im Gegenteil: Gedankenlyrik, höchst eigenwillige Philosophie oder Spekulation über das Leben – aber ganz ohne den üblichen und zu erwartenden bildungsbürgerlichen Schulhintergrund. Ein «ungebildeter» vom Lande, Geißenthaler und Bahnarbeiter, im Gewande des Brahminen, des Sehers. Ist das tatsächlich so ungewöhnlich im Spannungsfeld zwischen Korntal, Dagersheim und Ditzingen, zwischen bürgerlichem und kleinbäuerlichem Pietismus? Wo Grundschulwissen plus Frömmigkeit plus hintersinniger Spekulierlust höhere Lehrautorität genießen als theologische Wissenschaft? Wo die Seligpreisung der Armen – auch im Geiste – wörtlich genommen wird?

Was aber, wenn da einer, statt in der Bibel, in der Natur liest? Wenn aus einem Pietisten ein Pantheist wird? Mit eben dieser grüblerisch-bohrenden Inbrunst der Väter:

Wie der Weise in der Schrift
grauer Tempeltrümmer
les ich in der Waldestrift
und im Blumenflimmer.

Ein bukolischer Bibelforscher also in der kargen Gäulandschaft, ein heidnischer Pietist. Der französische Germanist ROBERT MINDER hat ihn neben

JOHANN PETER HEBEL gestellt (allerdings, mir scheint er eher mit HEBELschen Figuren vergleichbar zu sein, als mit dem Autor dieser Figuren. Denn HEBEL war gebildeter Prälat, der für das «Volk» schrieb – CHRISTIAN WAGNER war und blieb der unbeirrbar Autodidakt aus Warmbronn): Ein Autodidakt, der kaum je aus seinem Dorf herauskam; ein Sonntagsdichter, wie es Sonntagsmaler gibt, aber Sonntagsmaler vom Rang des Douanier Rousseau in Frankreich, der «Grandma» Moses in Amerika. Die Kanonen donnerten noch von den Vogesen, als er zu Grab getragen wurde – er, der lange vor Albert Schweitzer und ganz intuitiv aus der Reinheit des Gewissens heraus die Ehrfurcht vor dem Leben, auch vor dem Leben der kleinsten Kreatur, als oberstes Gebot aufgestellt hatte. So heißt es bei ROBERT MINDER. Und wie an jeden Autodidakten wurde unweigerlich auch an WAGNER die Expertenfrage gestellt, oft genug und hochmütig genug, nach Sinn und Berechtigung solcher hintenherum erworbenen und ausgeübten, nicht ordnungsgemäßen, solcher regelwidrigen Bildung und Existenz. Bitter und hochfahrend zugleich antwortet CHRISTIAN WAGNER darauf:

Sie fragten nach meiner Bestallung,
Das brachte mein Blut in Wallung:

«Ich werde den Gott euch künden
Auf Fluren und Wiesengründen!

Das Recht des Lebens euch lehren
Und ewiges Wiederkehren!

Ich werde die Raben scheuchen! –
Erwartet kein anderes Zeichen!»

Also durchaus nicht nur ums Versemachen geht es ihm, um wohlklingende Landschafts-, Blumen-, Naturgedichte. Kunder eines besseren Lebens maßt er sich an zu sein. «Besser» ist hier moralisch, nicht materiell gemeint. Schulmeister und Prophet also, wie all die pietistischen Väter, deshalb Brahmine, daher sein, CHRISTIAN WAGNERS, Bekenntnis: Ich möchte eine größere Wertschätzung des Lebens einführen. Ich möchte eine Gemeinde gründen, deren Äcker und Wiesen Domänen des Zukunftsreiches wären. Wo der Markstein stünde gegen die Härte, den Undank und den Eigennutz der Menschen. Und damit meint WAGNER nicht nur Härte, Undank, Eigennutz der Menschen dem anderen Menschen gegenüber, sondern gegen die belebte Natur schlechthin. Ein durchaus nicht mehr auf den Menschen bezogenes Weltbild. In jeder Pflanze, jedem Tier das gleichwertige, gleichberechtigte Geschwister achtend. Ein total unchristliches, richtiger gesagt: ein außer-christliches Denken. Denn christliches – ebenso wie jüdisches und islamisches – Denken ist vom Prinzip her naturfeind-

lich: 1. Moses 1 26/28 macht den Menschen als Ebenbild Gottes zum Herrn, nicht zum Bruder der Kreatur. Zum Boß, nicht zum Genossen. Wem alles Lebendige gleichermaßen beseelt, *heiligen Leibes* teilhaftig erscheint, dem ist Herrenpose nicht mehr möglich, der kann Natur nicht mehr nutzen und ausbeuten.

CHRISTIAN WAGNER – auch hier ein Radikaler im eigentlichen Sinne des Wortes, weit über FRANZISKUS hinausgehend, folgerichtig und unbeirrbar in seiner Sanftmut – wendet sich darum auch ausdrücklich von Christlichem ab, *weil solche Schonung, solche Hochachtung des «heiligen Leibes», solche liebevolle Umfassung des Lebendigen, wie ich sie mir selbst zu eigen gemacht und zum Heile von Tausenden armer Wesen zu verbreiten wünsche, im Rahmen des Christentums nicht wohl gedacht werden kann.*

Sehr vieles, was bei CHRISTIAN WAGNER Gestalt gewinnt, könnte *im Rahmen des Christentums* nicht mehr gedacht, geschweige denn ausgesprochen werden. Zum Beispiel seine – bei diesem Sanftmütigen wohl unvermutete, bei diesem Konsequenten aber unvermeidliche – Apologie des Selbstmordes:

Freitod

Was gibt dem Leben erst die rechte Weihe?
Das Sterben ists, das selbstgewählte, freie.

Der Vorsatz stolz, sich von dem Stoppelweiden-
Auftrieb der Herden künftig auszuscheiden.

Das Hürdetor der Freiheit mit dem bloßen
Und unbeschützten Fuße aufzustoßen.

Schlafmütige Daseinslust in blödem Herzen
Durch frisches Handeln kräftig auszumerzen.

Freitod! Wer hat zuerstmals dich erfunden?
Ein Göttersohn ins Sklavenjoch gebunden,

Der als geholt durch des Tyrannen Boten,
Die Ketten schlug ins Antlitz dem Despoten.

HERMANN HESSE, den sehr viel über das Ästhetische hinaus – nicht nur die pietistische Herkunft, nicht nur die kämpferische Friedfertigkeit, die Neigung zur Kontemplation, das Einzelgängertum, die Abneigung gegen Macht und Gewöhnlichkeit – mit CHRISTIAN WAGNER verbunden hat, schrieb im Herbst 1918 beim Tode WAGNERS über dessen ganz eigentümliches und so ganz und gar unchristliches Verhältnis zum Sterben und zum Tode: *Er stand sehr gut mit dem Tode. Er gehörte zu den braven, hellen, mannhaften Geistern, die den Tod weder fürchten noch hassen können, weil sie nicht an ihn glauben. Der stille alte Bauer Wagner hat schon in seinen frühesten Gedichten und Geschichten die uralte, frohe Botschaft vom Tode*

verkündet, der nichts ist als Wandlung, als Formenwechsel, als Übergang zu neuem Leben. Er war ein Gläubiger der Lehre vom Leben. Zuweilen hat er seinen Glauben in Worten geäußert, welche sehr nahe an die indische Lehre anklingen. Häufiger aber hat er eigene, neue, schöne Mythen und Gleichnisse dafür gefunden. Er begrüßte liebe ferne Tote in den Blumen, er sah in jedem Klang und Lichtblick der lebendigen Welt neuauflingendes Leben, das zuvor schon einmal, schon vielmal in anderen Formen über die Erde gegangen war.

Oberflächlich erinnert dieser bei WAGNER immer wiederkehrende Gedanke einer Wiedergeburt an hinduistische oder buddhistische Reinkarnationslehren. Wie kam solches Denken Ende des 19. Jahrhunderts nach Warmbronn? Eine höchst unwagenerische Frage, völlig an der Sache vorbeigehend. Trotzdem: BLAVATZKYS Theosophie hatte nicht wenige Anhänger in Stuttgart, Hinduistisches war dem Brahminen sicher nicht nur vom Hörensagen bekannt und paßte in seine vorhandene Grundvorstellung von der allbeseelten Natur. Dazu kommt ein zeitbedingter und absolut nicht östlicher Schub: der Naturmaterialismus des späten 19. Jahrhunderts.

Unvergänglich ist ja für WAGNER gar nicht so sehr die unwandelbare Seele, unvergänglich sind die Atome, aus denen sich Materie immer neu zusammensetzt. Sie werden auf diese Weise so etwas wie materielle Träger der Wiedergeburt. Durch physikalische, nicht durch Seelen-Wanderung werde ich zum Falter; es bedarf nicht des Todes, schon mein Atem kann zur Rose werden:

Kannst du wissen, ob von deinem Hauche
Nicht Atome sind am Rosenstrauche?
Ob die Wonnen die dahingezogen,
Nicht als Röslein wieder angefliegen?
Ob dein einstig Kindesatemholen
Dich nicht grüßt im Duft der Nachtviolen?

Verwandlung nicht nur in andere Materialisation,
Verwandlung selbst in Licht, Schall und Duft:
Gleichsetzung von Materie und Strahlung also erscheint diesem völlig singulären, so sonst nirgends gedachten Weltbild des CHRISTIAN WAGNER als selbstverständlich:

Zerbröckle wenn ich tot bin, selges Licht,
Zu Werktagsschlacken mir mein Wesen nicht!

Zu duftgen Blumen in dem Lenzgefeld,
Und zu der Rosen hohem Schönheitsbild

Und zu der Lieder selgen Melodien,
Schallwellen die durch Menschenseelen ziehn

Und sie erheben in der Andacht Dom,
Wollst du verwenden jedes Staubatom!

Woher aber, in diesem steten Wandel der Materie zu stets neuen Formen, aus welcher andern Welt wird der Mensch in dieses Dasein, in diese Welt verschlagen? Buddhas Lehre, der Mensch sei ein ins Leiden verstoßener Fremdling, scheint – gewußt oder ungewußt – anzuklingen. Etwa in diesem Gedicht:

Spätes Erwachen

So wie ein Mensch nach lärmendem Gelag
Noch spät zu Mitternacht nicht schlafen mag
Und seine Ruh erst findet knapp vor Tag;

Und süß erst schläft beim hellen Morgenschein,
So reichte in die Jugend mir hinein
Versäumter Schlaf von einem vorgehen Sein. –

O wüßt ich doch, was mich nicht schlafen ließ!
Ob mich ein Gott vom Bacchanal verstieß?
Ob ich betrunken kam vom Paradies? –

Er ist ein wundervoller Kerl gewesen, schade, daß Schopenhauer ihn nicht mehr erlebt hat, schrieb 1919 KURT TUCHOLSKY an DR. OWLGLASS über CHRISTIAN WAGNER. Ein wundervoller Kerl, auch wenn er – und das muß gesagt werden, sonst wird jede Beschäftigung mit diesem CHRISTIAN WAGNER unwahrhaftig – auch wenn er nur ganz wenige makellose Gedichte geschrieben hat und vieles höchst Fragwürdige, Zweit- und Drittrangige, mehr Gewollte als Gekonnte. Höchst bizzare Gedankendichtungen gibt es da, Sinnierendes, Belehrendes und Rasonierendes, Verdautes und Unverdautes, lyrische Aufschwünge und trockene, unergiebiges Niederungen, Kraut und Rüben – auch dafür ein Beispiel, aus der episch-lyrischen Dichtung «Oswald und Klara»: Es ist wohl für gewiß anzunehmen, daß im Laufe der Ewigkeit unzählige Aneinanderreihungen des schon viel tausendmal Aneinandergereihten, unzählige Gruppierungen des schon viel tausendmal zu einander Gruppiereten, unzählige Wiederholungen des schon viel tausendmal Wiederholten vorkommen werden, vielleicht sogar nach einem gewissen Rhythmus, einer bestimmten Ordnung, einem Gesetz. – Ja, und wer wollte es bestreiten, ob Neigung, sympathischer Zug verwandter Seelen nicht hieraus zu erklären, die Antipathien nicht gleichfalls hierin zu suchen wären? – Und bei Gott, wer es vermöchte, wem es gelänge, eine seinem Ich entsprechende, ähnliche, gleichwertige Gruppierung seiner Atome – vielleicht besser gesagt: der Mosaiksteinchen seines Lebensbildes – durch die Ewigkeit zu verfolgen!

Aber gerade, wenn man dann doch geneigt ist, diesen CHRISTIAN WAGNER als zwar liebenswertes, aber längst vergangenes Kuriosum beiseite zu legen, dann stößt man mittendrin auf Strophen wie diese zwölf Zeilen:

Tausendmale werd ich schlafen gehen,
Wandrer ich, so müd und lebenssatt;
Tausendmale werd ich auferstehen,
Ich Verklärter in der selgen Stadt.

Tausendmale werd Vergessen trinken
Wandrer ich an des Vergessens Strom;
Tausendmale werd ich niedersinken,
Ich Verklärter in dem selgen Dom.

Tausendmale werd ich von der Erden
Abschied nehmen durch das finstre Tor;
Tausendmale werd ich selig werden,
Ich Verklärter in dem selgen Chor.

Doch auch hier: formal geschlossen, aber niemals l'art pour l'art. Das gibt es nicht in Warmbronn. Seine höchst individuelle Welt-Anschauung lehrt er immer, der Brahmine, der Guru CHRISTIAN WAGNER. Seine «Sonntagsgänge» sind fast so etwas wie eine Predigtsammlung, pantheistischer GEROCK, Erbauungsliteratur, so direkt, wie nur ein Pietist direkt sein kann in seinem moralischen Appell an den Leser: *Du hast ein großes, unsagbar großes Erbe zu fordern und seine Herausgabe wird dir gewiß nicht verweigert werden. Allein, ehe du erben kannst, müssen vorher deine Schulden bezahlt sein. Auch vielleicht noch Schulden deines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters, die auf deinem Anwesen haften. Und es werden vorgeladen werden alle, die etwas an dich zu fordern haben: von deiner Mutter an, der du durch Eigensinn eine gute Stunde verkümmert, bis zu deinem Kinde, dem du durch mürrisches Wesen eine Freude verdorben hast; und von der Maus an, die in deiner Falle Hungers gestorben ist, bis zur Drossel in deinem Käfig, die du zwar gepflegt, aber desungeachtet um ihren Lebensfrühling gebracht hast; von der jungfräulichen Blume an, die du zertreten, bis zu dem heiligen Schattenbaum, den du gefällt hast!*

Halte fest die Mahnung im Gemüte:
Brich ein Wesen nie in seiner Blüte!
Brich es nicht in seinen Wonneträumen!
Wenn du brechen muß, so magst du säumen,

Bis es alt und bis es morsch geworden;
Mußt du es dann brechen oder morden,
Wird es dir den Raub von kahlen Resten
Eh'r verzeih'n als den von Blütenästen.

Doch wohl dir bei alledem, wenn nicht noch gewichtigere Gläubiger gegen dich auftreten! Das Erbe ist groß und kann manchen Abzug ertragen. Doch wie? Wenn du einer Wuchererzunft oder gar einer Mörderzunft angehörst? Wenn du deinen Opfern ihr ganzes Leben vergüten mußt? Wehe dir! Das erfordert schon große Summen, und das Leid der Hinterbliebenen mußt du auch noch bezahlen. –

Dann steigt die Summe des Abzugs ins Ungeheure, und sollte auch noch etwas für dich übrigbleiben, so ist's gewiß nicht viel. Und du gehst leer aus bei der Erbschaft des reichen Vaters, und was wird dein Los sein? Eines Bettlers Los. Und das Los deiner Nachkommen? Ebenfalls das Los der Bettler. Denn es wird wenig überbleiben von ihnen, und was überbleibt, wird in Schmach und in Armut enden. Und das blasse kleine Mädchen des armen Tagelöhners, das du verachtet, wird einmal groß und geehrt sein und an deinen Nachkommen Barmherzigkeit üben.

Gerechtigkeit also erhebt den Schwachen, des Mächtigen Verfehlung wird notiert und vergolten. Mehr Altes als Neues Testament, mehr Thora, Talmud und Koran als Evangelium und Apostelgeschichte. Vergeltung fordert – nein, nicht fordert, sondern: lehrt er, sanftmütig-penetrant, für jede Verfehlung, für jedes unbrüderliche Verhalten an der Kreatur, an Pflanze und Tier.

Tollkirsche

Wo sie gerodet unjüngst den Hochwald, – bleichende Wurzeln

Deuten die Stätten des Mords, – da sproßt nun verlockend die schwarze,

Glänzende Beere hervor, einladend zu tödlichem Naschen

Sie, die Mörder; bestellte Rächerin pflanzlichen Lebens.

Wahr und ewig gerecht Natur ist: Tödlicher Wahnsinn

War's, zu tilgen den Wald. – Tollkirsche richtet die Tollheit!

Viel mehr als diese Strafandrohung für den Waldfrevler des Kahlschlags überrascht etwas Anderes bei diesem Warmbronner Bauern um 1900, diesem «ungebildeten» Zeitgenossen des Jugendstils, der Expressionisten. Es ist sein Vorausahnen der großen Misere unserer Tage, der Apokalypse einer technokratischen Anti-Natur-Welt, die nur noch auf den Menschen und auf das vom Menschen Machbare bezogen ist: *So wie sich Greise ergehen beim Sonnenschein, abends, so stehen Distelhäupter am Weg. Weit glänzt ihr silbernes Haupthaar. – Leicht mag ihnen der Tod wohl werden, wenn nächstens das große Sterben beginnt im Wald, auf Feldflur, Heide und Talgrund.* Ankündigung des großen Untergangs: auch darin in der Nachfolge aller Propheten, im Amte des Propheten. Aber nicht das Strafgericht eines herrischen Gottes über unbotmäßige Untertanen wird da angezeigt; eher: der Ablauf des immer Wiederkehrenden, des Stirb und Werde aller Natur wird als ebenso selbstverständlicher wie im Einzelnen kata-

strophaler Ablauf vorhergesagt. Sein fast mystisches Einssein mit Natur macht diesen Moralisten geradezu a-moralisch:

Wieder ist aus ihrer Bahn gestoßen
Eine Welt von einem Namenlosen;

Wieder sie von ihren Lebewesen
Rein gefegt mit einem Flammenbesen. –

Sieh, der Anprall drängt sie zur Spirale,
Wieder gehts mit einer Welt zu Tale,

Wieder gehts in lichterfüllter Kläre
Hin den Weg zur Sonnenatmosphäre.

Und wiederum gilt es, sich vor einseitiger Interpretation zu hüten. WAGNER ist nicht nur der prophetische Brahmine, der seine mehr empfundene als gedachte Ideologie poetisch äußert. Manchmal wird er fast – aber doch nur fast, nie ganz – zum Wortspieler, zum poetischen Artisten:

Blühender Kirschbaum

Ungezählte frohe Hochzeitsgäste
Groß und kleine, einfach und betreßte:
Herrn und Frauen, Edelfräulein, Ritter,
Ungezählte Väter wohl und Mütter;
Ungezählte Kinder, Großmatronen,
Jägerinnen viel und Amazonen,
Freche Dirnen wohl mit Ernsten, Frommen
Auf dem Edelfhof zusammenkommen.

Ungezählte bräutlich schöne Zimmer,
Da und dort wohl mädchenhafter Flimmer,
Ungezählte rosge Hochzeitsbetten
Und daneben heimlich traute Stätten;
Rosenfarbig ausgeschlagne Stübchen
Für die Harfnerinnen und Schönliebchen;
Ungezählte Schalen mit Getränken,
Ungezählte Köche wohl und Schenken,
Ungemeßner Raum zu freiem Walten
In dem Hochzeitshause ist enthalten.

Ungezähltes Kommen oder Gehen,
Abschiednehmen, Kehren, Wiedersehen,
Essen, Trinken, Tanzen, Liebesgrüßen,
Lieb gewordenes wohl umarmen müssen;
Ungezähltes inniges Umfassen,
Götterfreies wohl gewähren lassen;
Ungezähltes Leid und Selbstvergessen
In dem luftgen Saale, – währenddessen
Ungezählte selige Minuten
An dem Freudenheim vorüberfluten.

CHRISTIAN WAGNER war schon fast ein alter Mann, als er endlich Geld genug hatte, um aus dem engsten Umkreis hinaustreten, um verreisen zu können. Oberitalien, Rom, Pompeji waren die Stationen nachvollzogener Bildungsreisen. Dort entstandene Gedichte erweisen, wie wenig neue Eindrücke, Horizontenerweiterungen das Grundsätzliche dieser eigenbrötlerischen Existenz verändern konnten:

Im Garten des Albergo del Sole (Pompeji)

Tod und Leben, nahe hier beisammen,
Aschenurnen neben Rosenflammen.

Jeder Morgen ist ein Blumenbringer,
Jeder Blick streift einen Totenzwinger.

Und den Trümmerrest von Architraven
Überdecken siegreich der Agaven

Bläulichgrüne, riesige Rosetten;
Auf dem Boden nackte Amoretten,

Tonfiguren, Statuettentrümmer; –
Und ich frag mich: Ob nicht auch im Zimmer,

Wo ich Fremdling gestern übernachtet,
Eine Aschenurne eingeschachtet,

Da im Traum ein Weib mit Kahn und Ruder
Mich willkommen hieß als ihren Bruder?

Wie ein Astronaut seine Atmosphäre ins All, so nimmt WAGNER seine Vorstellungswelt mit in die Fremde, findet dort nur sich selbst: auch Pompeji liegt in Warmbronn. Dort ist der dichtende Bauer auch bis zum Schluß, bis über die Achtzig hinaus als Kleinbauer geblieben. Ungern, kreuzungern, das gehört dazugesagt:

Warmbronn ward mir Geburtsort, Heim kaum.
Geistig vereinsamt
Sucht ich in den Liedern mir Trost und Erhebung.
Freudig besang ich
Halmflur, Wiese und Wald und den Berghang.
Nun er zu End, mein
Liedgesang, fehlt mit der Trost, und erschreckend
geht es hinabwärts.

Einsamer Fremdling. Den Ordnungen dörflicher «Gemeinschaft» hat er sich zeitlebens entzogen. Eigenbrötler, friedfertig-sanftmütiger Individual-Anarchist wie die Weisen LAO-DSU oder DSCHU-ANG-DSU, die er nicht kannte, – ein Greuel jeder Obrigkeit zu allen Zeiten, unerreichbar wie die choral-singenden, Kriegs- und andere Frondienste verweigenden Schwabenväter.

Es kann einen angesichts dieser Verweigerung wie Aberwitz anmuten, wenn sich heute Kulturbeflissene über die Erhaltung und die künftige Verwendung des Wagner-Hauses in Warmbronn ereifern. Man möchte ihnen zurufen: Hättet ihr es doch vollends vergammeln lassen! Hättet ihr darin inmitten dieser unserer widerlich durchorganisierten Welt eine letzte Zuflucht geboten für Ratte, Brennessel und Fixer! Dann wäre etwas von CHRISTIAN WAGNER darin erhalten geblieben. Eine renovierte Fassade und dahinter vielleicht – oder auch nicht – eine museale Gedenkstätte (samt Eintrittsgeld und Führungen für Volkshochschulen oder Jugendgruppen), das vertreibt doch – um es im Ton CHRISTIAN WAGNERS zu sagen – auch «das letzte Staubatom» WAGNERS aus Warmbronn.

Was also wird bleiben? – Eine törichte Frage!

Einige seiner Gedichte werden wohl immer wieder, von jeder Generation, neu entdeckt werden. Wahrscheinlich nicht die gedankenschweren, wohl kaum die Weisheiten des Brahminen, nur bedingt die Naturfrömmigkeit des Pantheisten. Vielleicht «nur» die Wort und Form gewordene Erfahrung des Bauern:

Nach der Ernte

Nur ein Kartoffelfeld noch und einzelne Länder
mit Rüben;
Dort ein Bauersmann, der auf stopplige Äcker
den Dung fährt.
Totenopfer er bringt dem noch ungeborenen
Leben. –
Sieh, schon nahet der Pflug und hinter ihm
schreitet der Sämann.

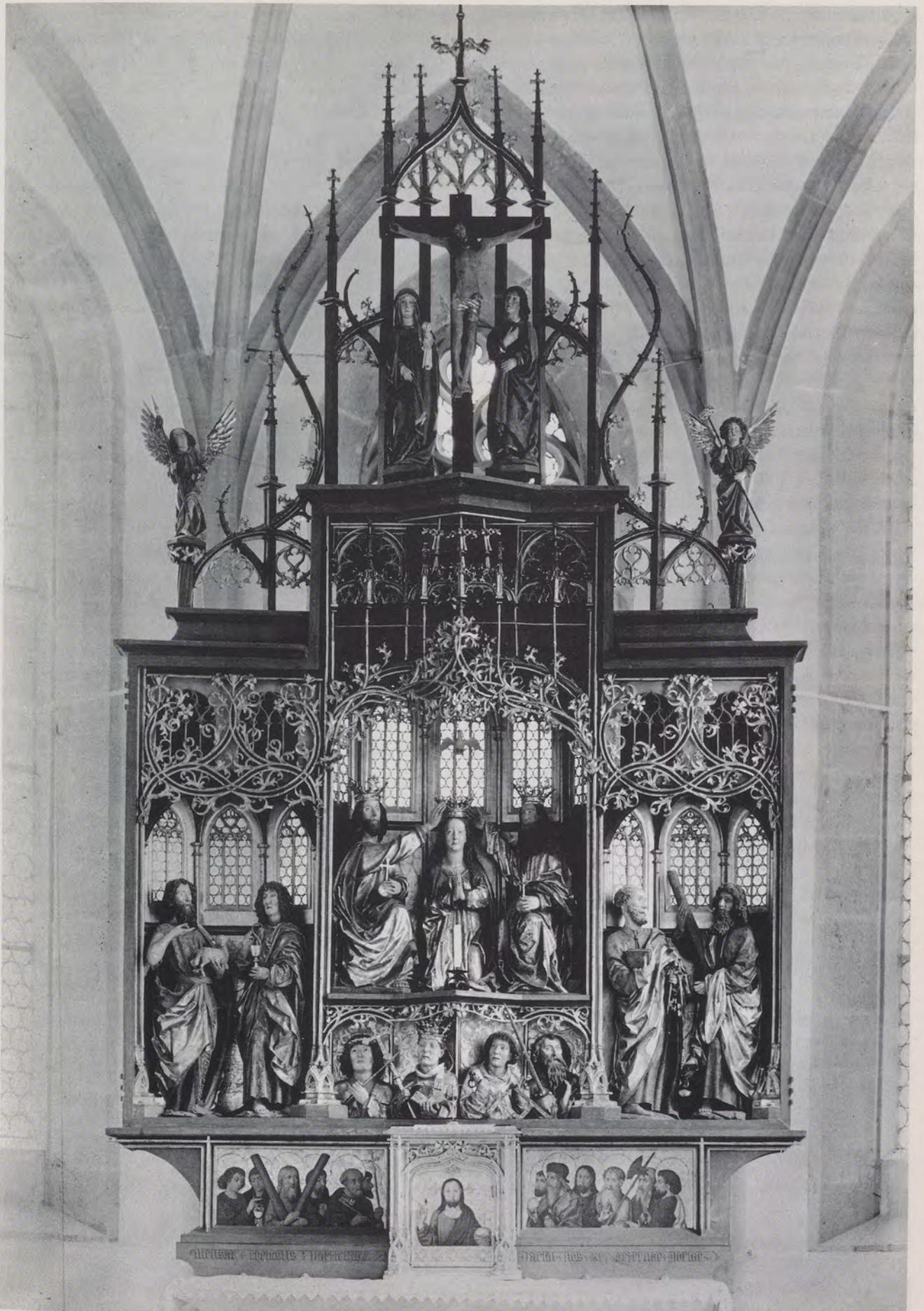
Der spätgotische Schnitzaltar in der katholischen Pfarrkirche Oberndorf (heute Rottenburg am Neckar-Oberndorf) überrascht den unvorbereiteten Besucher: In der kleinen und ein wenig abseits gelegenen Ortschaft hätte er einen Altar dieser Größe und dieses künstlerischen Ranges nicht vermutet. Das 3,60 m breite und 3,30 m hohe Altarretabel steht auf einem mittelalterlichen Steinsockel. Die Hauptnische ist durch einen kastenförmigen Untersatz erhöht und zeigt die Krönung Mariens durch Gottvater (rechts) und Christus (links). Darunter – im eben erwähnten Kasten – erkennt man folgende mit ihren Attributen gekennzeichneten Heiligenbüsten (von links): Der Hl. Sebastian (Pfeil), Papst Sixtus III (oder Gregor der Große), der Hl. Laurentius (Rost) und der Hl. Paulus (Schwert). Die Krönungsszene wird von zwei weiteren Nischen mit je zwei Figuren flankiert. Links erkennt man Johannes den Täufer (außen) und Johannes den Evangelisten (innen) und rechts den Hl. Petrus (innen), sowie den Hl. Andreas (außen). Über der Hauptnische erhebt sich eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes – ihnen zur Seite je ein Engel. Für die Predella wurde in der für diese Zeit üblichen Weise das Motiv «Christus inmitten seiner Apostel» gewählt. Hier handelt es sich allerdings um kein Schnitzwerk, sondern um ein Gemälde. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ist diese Tafel offensichtlich zerschnitten worden, da man das nach vorn versetzte Christusbild in einen barocken Tabernakel eingepaßt hat. Die kapellenförmigen Retabelnischen sind mit baldachinartigen Kreuzrippengewölben und spätgotischen Maßwerkfenstern versehen. Die untere Begrenzung der Nischenfenster liegt ungefähr auf Schulterhöhe der Figuren. Ihre Köpfe ragen in die Fensterzone und scheinen so von einem Heiligenschein umgeben zu sein. Die Nischen werden durch schmale Säulchen mit unverzierten Kapitellen gegliedert; die Säulen rahmen in der unteren Zone – also unterhalb der Fenster – große Ornamenttafeln. Die Stirnseite der Nischen wird im oberen Teil, auf der Höhe der Baldachinzone, von ein- und ausschwingenden Ornamentleisten verziert. Ähnliche ornamentale Verzierungen – nur weniger differenziert und verästelt – kann man auch über den Büsten des Nischenuntersatzes sehen. Da die mittlere Partie der Hauptnische dreiecksförmig vorkragt – erkennbar an der Fußleiste und am Gesims – greifen die vielfach ineinander verschlungenen Ornamentleisten oberhalb der Krönungsgruppe halbkreisförmig in den Raum. Das

Gespreng ist lediglich mit krabbenbesetzten Fialtürmchen und einigen geschwungenen Leisten versehen.

Der Altar ist ein Torso. Scharniere am Retabel zeugen noch von Altarflügeln. Diese wurden im Jahre 1847 abmontiert und in die Sakristei gebracht. Für diese Separierung dürften nicht nur Restaurierungsgründe in Frage kommen. Im 19. Jh. hat man, wegen der «Reinheit der Künste und Kunstgattungen» häufig die Malerei von der Skulptur getrennt – die Flügel des Oberndorfer Altares waren sicherlich mit Malereien versehen. Davon zeugt ein Fragment des linken Flügels. Es zeigt eine im Stil der Predella-Malereien ausgeführte «Geburt Christi». Dieses Bruchstück, mit den Maßen 1,71 m x 0,64 m gelangte noch im 19. Jahrhundert in das Pfarrhaus von Veringendorf und von dort in die Sammlung des Geheimrates RIEFFEL in Frankfurt/M. Dort wurde es im Jahre 1933 auf einer Auktion versteigert. Seit dieser Zeit ist das Fragment nicht mehr aufgetaucht. MERKLE vermutet, daß der Altar auf Grund seiner Größe mehrere Flügel gehabt hat. SETZLER nimmt an, daß im anderen Flügel die Darstellung einer Marienkrönung zu sehen sei. Das ist jedoch wenig wahrscheinlich, da das Hauptthema des Altars sicherlich nicht in einem Altarflügel wiederholt worden ist. Wenn man davon ausgeht, daß dieser Altar zwei Flügel hatte, dann dürfte das Pendant zum linken Flügel (Geburt Christi) eine Anbetung der Könige darstellen. Nach diesem ikonografischen Konzept sind viele Marien-Krönungs-Altäre gestaltet worden – z. B. der von F. HERLIN in Bopfingen (1472) oder der von G. ERHART in Blaubeuren (1493/94).

Nicht nur der Altar ist als Torso überliefert, auch seine Geschichte kennen wir nur in Fragmenten: Herkunft, Datierung und der Name des Meisters oder der Werkstatt sind unbekannt. Es fehlt an dokumentarisch gesicherten Unterlagen. Das Archiv der Pfarrei Poltringen, zu der Oberndorf von 1439 bis 1791 gehörte, schweigt sich über einen spätgotischen Maria-Krönungs-Altar aus. Ebenso sucht man in den Dokumenten des Klosters Bebenhausen vergeblich nach einem Hinweis auf den Oberndorfer Altar. Bebenhausen könnte allerdings Auskunft geben, da schon im Jahre 1292 die Pfalzgrafen von Tübingen ihre Besitzungen Poltringen, Reusten und

Rechts: Der Oberndorfer Altar. (Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg – Hellmut Hell)



Oberndorf an das Kloster verkauften. Diese seit dem Mittelalter bezugte Abhängigkeit Oberndorfs von Bebenhausen hat dann auch Anlaß gegeben, die Herkunft des Altars immer im Zusammenhang mit dem Kloster zu diskutieren. Ja, man vertrat schließlich die Meinung, daß Bebenhausen den Altar in Auftrag gegeben und ihn später nach Oberndorf verschenkt habe. Das ist aber nicht zu beweisen – ganz im Gegenteil – es liegen Nachrichten über Oberndorf und Bebenhausen vor, die gegen eine Herkunft aus dem Kloster sprechen: Im Jahre 1439 wird in Oberndorf eine Kapelle «Unsere Liebe Frau» erwähnt. Bald darauf, im Jahre 1456, besucht ABT JOHANNES von Bebenhausen Oberndorf. Er spricht von einem Altar der *schon lange* in der Kirche gewesen war. Dieses *schon lange* mag sich auf die Restaurierung der Marienkapelle im Jahre 1439 beziehen. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um eine grundlegende Erneuerung der gesamten Kirche. Während des Sakristeineubaues im Jahre 1970 hat man im Bauschutt einen Grundstein mit der Jahreszahl 1435 oder 1436 gefunden. Im Jahre 1439 dürfte dann die Bautätigkeit abgeschlossen gewesen sein. In einem Dokument aus dem Jahre 1480 ist dann von zwei Altären die Rede – einem Johannes- und einem Marienaltar. Welcher von beiden ist nun der von ABT JOHANNES erwähnte? Auf keinen Fall kann es sich um den mit dem «Oberndorfer Altar» identischen Marienaltar handeln. Dieser müßte dann in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Eine solche Datierung ist aus stilistischen Gründen, wie noch zu zeigen sein wird, undenkbar. Ob im anderen Fall ein Johannes-Altar in einer Marienkapelle gestanden haben mag, zumal auch ein Marienaltar in Frage kommen könnte, ist ebenfalls nicht glaubhaft. Aber, wenn das, entgegen aller Wahrscheinlichkeit, doch der Fall gewesen sein sollte, dann wäre der im Jahre 1480 neu hinzugekommene Altar der Marienaltar – aber eben wieder nicht der Oberndorfer Altar, der ca. 1520 entstanden sein dürfte.

Ebensowenig führt ein anderes Dokument über Bebenhausen weiter: Nach einer Urkunde vom 20. Oktober 1492 konsekrierte BISCHOF THOMAS von Konstanz in Bebenhausen eine neue Kapelle mit einem Altar zu *Ehren der Jungfrau Maria*. Dieser Sachverhalt ist heute schwer nachzuprüfen, da eine Marienkapelle im Kloster nicht mehr vorhanden ist. Es müßte sich um eine Kapelle etwa in den Ausmaßen der Johanneskapelle neben dem Kapitelsaal gehandelt haben. Sie könnte im Bezirk des Kalfaktoriiums gewesen sein. Der Oberndorfer Altar hätte in ihr freilich niemals Platz gehabt.

Oberndorf besaß also gegen Ende des 15. Jahrhun-

derts offensichtlich einen Marienaltar. So ist es unwahrscheinlich, daß die kleine Pfarrkirche kurze Zeit später – also zu Beginn des 16. Jahrhunderts – mit einem weiteren Marienaltar aus Bebenhausen beschenkt wurde.

Vor nicht allzulanger Zeit hat man im Retabel ein Dokument gefunden, nach dem der Altar am 25. Juni 1670 vom Konstanzer Weihbischof SIGISMUND geweiht worden ist. Die Weihe sei – so hat man angenommen – wegen der nachreformatorischen Unruhen erst so spät erfolgt. Als Zeit der «Rettung» des Altars von Bebenhausen nach Oberndorf hat man die Jahre 1648/49 angenommen, in denen die Mönche, die 1630 im Zuge der Gegenreform nach Bebenhausen zurückgekehrt waren, erneut von dort vertrieben wurden.

Wenn der Altar also in den Jahren 1648/49 von Bebenhausen nach Oberndorf «gerettet» wurde, warum hat der Bischof ihn dann erst 21 Jahre später geweiht? Man wird kaum zwischen diesen beiden Zeitangaben eine Verbindung herstellen und daraus auf eine Übertragung des Altars von Bebenhausen nach Oberndorf schließen können.

Bei dieser ca. 150 Jahre nach der Entstehung des Altars vorgenommenen Weihe handelt es sich wahrscheinlich um eine «Wiederholungsweihe». Den Grund dafür mag man aus der Poltringer Pfarrchronik erschließen: Hier wird von Spannungen berichtet, die im Jahre 1670 zwischen Katholiken und Protestanten im Raum Reusten–Oberndorf–Poltringen ausgetragen wurden. Diese endeten oftmals in rabiaten Kirchenschändungen. Einmal soll man sogar versucht haben, die Tür der Poltringer St.-Clemens-Kirche einzuschlagen. Ein ähnliches Schicksal könnte damals auch die Oberndorfer Kirche erlitten haben. Die Konsekrierung des Konstanzer Bischofs mag also aus diesen Geschehnissen erklärt werden. Eine Herkunft des Altars aus Bebenhausen wird noch unwahrscheinlicher, berücksichtigt man die Geschichte des Klosters. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts – der Entstehungszeit des Altars – war das Kloster zu arm, um einen so prächtigen Altar zu finanzieren. Schon seit dem beginnenden 14. Jahrhundert kann man Tendenzen der inneren Auflösung nachweisen: Die Zahl der Mönche sank bis zum Ende des 15. Jahrhunderts um mehr als die Hälfte. Ferner berichten Urkunden, daß der Abt im Zeitraum von 1499 bis 1521 zu größeren Ausgaben gezwungen wurde: So forderte KAISER MAXIMILIAN I *Getreide und Korn für sein Kriegsvolk*; dann sollten die Klosterbrüder *wider den Türken* Hilfe leisten; und innerhalb von 17 Jahren (1504–1521) haben die Herzöge von Württemberg jährlich mehrmals Bebenhausen nachdrücklich um finanzielle Hilfe für den

Krieg gegen die Pfalz und FRANZI von Frankreich er- sucht.

Schließlich ist – wohl zuerst bei MOSER – noch ein weiteres Argument aufgetaucht, um die Herkunft des Altares aus Bebenhausen – genauer: aus dem Zisterzienserklster Bebenhausen – nachzuweisen. In der zentral gestellten Krönung Mariens hat man ein typisches Zisterzienser-Motiv erkennen wollen: In ihm werde die Nachfolge Christi in Anfang und Ende, Ursprung, Form und Ziel dargestellt. Dieses Thema entspreche den Regeln des Hl. Benedikt, der sogenannten «charta charitatis».

In diesem Altar eine eindeutige monastische Aussage mit Beziehung auf den Zisterzienserorden festzustellen, würde bedeuten, jeden thematisch ähnlichen Marienaltar in dieser spezifischen Weise interpretieren zu müssen. Das ist freilich kaum möglich, da es sich hier um einen Maria-Krönungs-Altar handelt, dessen Thema erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts besonders in Süddeutschland und in der Alpenregion ausgebildet wurde: Es handelt sich hierbei um die zentrale Krönungsgruppe «Gottvater, Maria, Christus» die vor dem 15. Jahrhundert lediglich in der reduzierten Form «Maria – Christus» aufgetaucht war. Ferner dürfte man in einem Marienaltar schon deswegen keine Zisterzienser-Ikonografie vermuten, weil es eine solche im eigentlichen Sinne gar nicht gibt. Die strengen Regeln des Hl. Bernhard gingen von einem strikten Bilder- verbot aus, so daß es müßig wäre, nach einer von dieser Seite her autorisierten «charta charitatis»- Bildthematik zu suchen. Die Gedanken und Vorstellungen der Zisterzienser wurden demnach nie durch eine spezifisch bildliche Konstruktion des christlichen Heilsgeschehens zum Ausdruck gebracht.

Den einzigen künstlerischen Nachweis der Zisterzienser mag man in der betreffenden Architektur erkennen und in frühen Buchillustrationen oder Gemälden, die den Hl. Bernhard zusammen mit der Madonna oder dem Gekreuzigten darstellen, sowie seine Tätigkeiten (mönchisches Alltagsleben) verherrlichen. MERKLE hat dagegen eine einleuchtendere Interpretation gegeben: Nach den Predigtwerken des Mittelalters habe Gottvater eine Krönungs- rede gehalten – deswegen der geöffnete Mund. (Dieses Merkmal ist aber wiederum fraglich, weil es, was noch zu zeigen sein wird, auch als stilistische Eigentümlichkeit verstanden werden kann.)

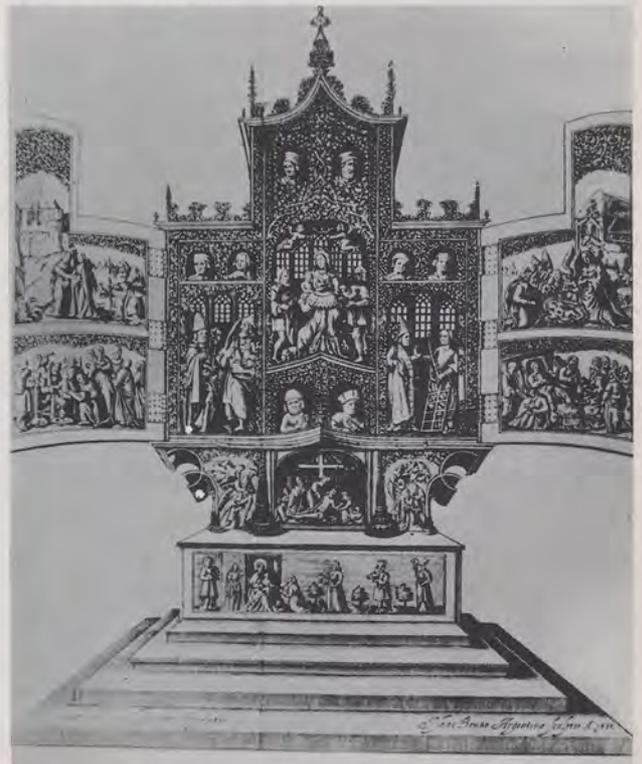
Es läßt sich nach allem also nicht nachweisen, daß der Altar vom Kloster Bebenhausen erworben und später nach Oberndorf verschenkt oder geflüchtet wurde. Die erwähnten ökonomischen Verhältnisse des Klosters um 1500 und die Neukonsekrierung des

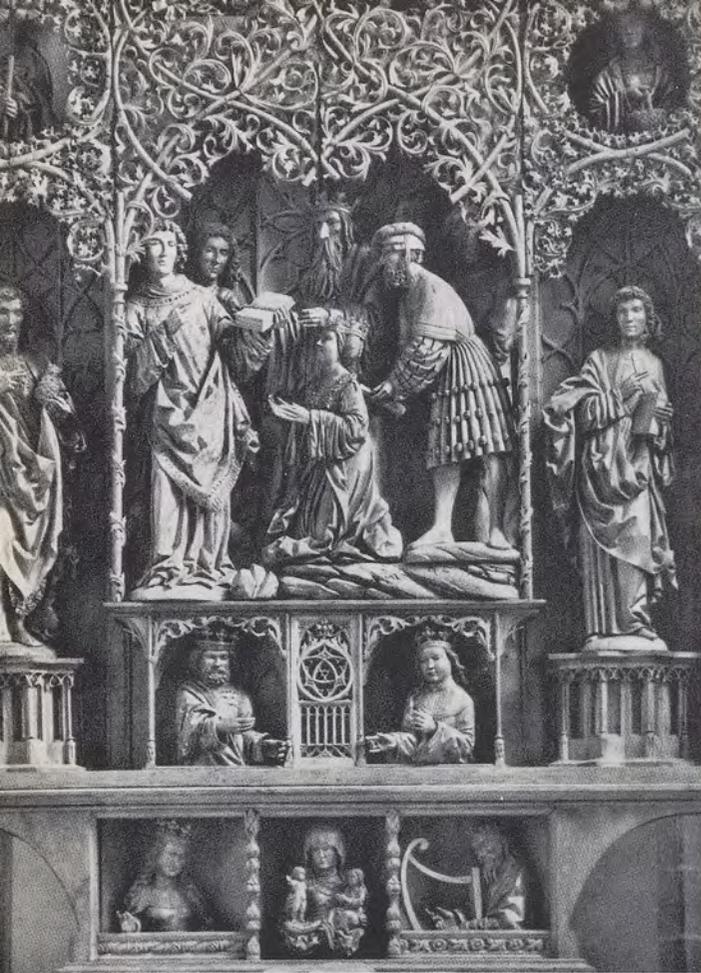
Altars in Oberndorf im Jahre 1670 lassen zweierlei vermuten: Der Altar kam im Laufe des 16. oder 17. Jahrhunderts nach Oberndorf und wurde auf Grund der stürmischen Verhältnisse neu- oder wiederge- weicht. Oder, was noch wahrscheinlicher ist: Der bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erwähnte Marienaltar wurde in eben diesen Wirren des späteren 17. Jahrhunderts zerstört, so daß man im Jahre 1670 einen neuen Altar anschaffen ließ.

Die Frage nach der Herkunft des Altars bleibt also nach wie vor offen – es sei denn, man nimmt an, daß dieser Altar direkt aus seiner Heimat nach Oberndorf gelangt ist. Und die Heimat, d. h. die Werkstatt, ist auf Grund stilistischer Untersuchungen ziemlich genau anzugeben – und zwar genauer, als das bisher geschehen ist.

SCHRADE und VÖGE haben schon vor ca. 50 Jahren darauf hingewiesen, daß der Altar aus dem Gebiet des Oberrheins stammt – und zwar aus der Werk- statt des NICOLAUS VON HAGENAU. Beide stützen ihre Behauptungen auf einen Vergleich mit HAGE- NAUERS Straßburger Fronaltar aus dem Jahre 1501. Dieser wurde im Jahre 1682 zerstört und ist nurmehr in einem Stich von ISAAC BRUNN überliefert. Aus der Gegenüberstellung beider Altäre läßt sich ein ge- meinsames Merkmal feststellen: Die zentrale Mittel- gruppe wird durch eine Figurennische oberhalb der Predella erhöht. Weitere Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten lassen sich nicht erkennen. Dieser

Der Straßburger Fronaltar.





Der Besigheimer Altarschrein.



Der Schrein des Hochaltars in Blaubeuren.

Vergleich, so bedeutsam er zunächst erscheinen mag, verliert an Beweiskraft, wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit weitere nicht aus dem Oberrhein stammende Altäre nach diesem Schema gestaltet wurden, zum Beispiel der von CHRISTOPH VON URACH geschnitzte Hochaltar aus Besigheim (1520) oder der Hochaltar der Winnentaler Schloßkirche (1520–1549). Dieser Altartypus ist demnach nicht nur auf den Oberrhein begrenzt. Die im Straßburger und Oberndorfer Altar jeweils überhöhte Mittelnische ist also kein Indiz dafür, daß der Oberndorfer Altar aus der HAGENAUER-Werkstatt stammt. Hinzu kommt, daß sich HAGENAUERS Figurenstil doch sehr stark von dem des Oberndorfer Altares unterscheidet. Die Gestalten HAGENAUERS wirken gedrungen und breitschultrig. Ihre ausdrucksstarken Gesichter sind eher rund als oval. Diese Merkmale entdeckt man in den Figuren des Oberndorfer Altars nicht wieder. Die mehr zur Ovalform neigenden Gesichter vermitteln den Eindruck von Ruhe und Andacht. Individuelle Gesichtszüge, die bei HAGENAUER deutlich hervortreten, gibt es bei den Oberndorfer Figuren nicht. Zusammenfassend kann man jetzt schon sagen, daß ihre Physiognomien melancholisch und ihre Körperbewegungen phlegmatisch

wirken. Aber diese Charakterisierung reicht nicht aus. Man muß, gerade in stilistischer Hinsicht, bei den Oberndorfer Figuren differenzieren: Es fällt auf, daß kein einheitlicher Figurenstil vorliegt. Es lassen sich mehrere Hände unterscheiden – mindestens drei: Der ersten Gruppe gehören Maria, Christus, Johannes/Ev. und der Hl. Laurentius an. Ihre schmalen Gesichter, besonders das des Hl. Laurentius und der Maria, sind sehr weich modelliert. Ihr Kinn ist mit einem Grübchen versehen – bis auf das von Christus, sein Kinn ist von einem Bart verdeckt –. Die Kreuzigungsgruppe mit den beiden Engeln könnte ebenfalls dieser Gruppe zugerechnet werden, obwohl die Physiognomie des Gekreuzigten eher Merkmale der folgenden Gruppe zeigt. Der zweiten Gruppe sind Gottvater, die Apostel Andreas, Petrus und Paulus, sowie Johannes/Bap. zuzurechnen. Ihnen sind eine – bei den anderen Figuren nicht so deutlich in Erscheinung tretende – Stupsnase und ein kaum geöffneter Mund gemeinsam. Die Oberlippe ist, was besonders beim Täufer auffällt, etwas nach oben gezogen. Schließlich wäre noch als Charakteristikum dieser Gruppe die tief eingekerbte Falte zwischen Nasenflügel und Wange zu erwähnen.



Johannes Ev. vom Blaubeurener Altar.

Während diese beiden Gruppen trotz der aufgezählten unterschiedlichen Charakteristika doch verhältnismäßig eng zusammengehören, setzt sich die dritte Gruppe etwas deutlicher ab: Ihr gehören der Hl. Sebastian und Papst Sixtus an. Beide Büsten sind längst nicht so fein modelliert wie die übrigen Figuren. Ihre Gesichter, in denen sich die Backenknochen markant abzeichnen, sind kantig und breit. Diese Details lassen eine noch weitgehend ungeschulte Hand erkennen, sie verraten die Gehilfenarbeit. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Gehilfen desjenigen Meisters, der die Gruppe 1 geschaffen hat: Der Heilige und der Papst scheinen vergrößerte Modifikationen des Hl. Laurentius oder – noch deutlicher – des Johannes/Ev. darzustellen. Der Hl. Laurentius repräsentiert den Typus der Gruppe 1 und Johannes der Täufer den der 2. Gruppe am eindeutigsten. In der Gegenüberstellung dieser Figuren erkennt man dann auch ein grundsätzliches Unterscheidungsmerkmal: Die Figuren der Gruppe 2 wirken altertümlicher, die asketischen Gesichtszüge des Johannes verweisen noch auf das 15. Jahrhundert, mithin auf einen Meister der älteren Generation. Die Figuren der Gruppe 1 weisen in ihren weichen und dynamischen Model-

lierungen schon auf die Stilentwicklung im 16. und sogar 17. Jahrhundert. Diese unterschiedlichen stilistischen Merkmale sind allerdings nicht so stark ausgeprägt, daß man auf Künstler schließen müßte, die an verschiedenen Or-

Johannes d. T. und Johannes Ev. vom Oberndorfer Altar. (Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen – Hellmut Hell)





Der Creglinger Altar.



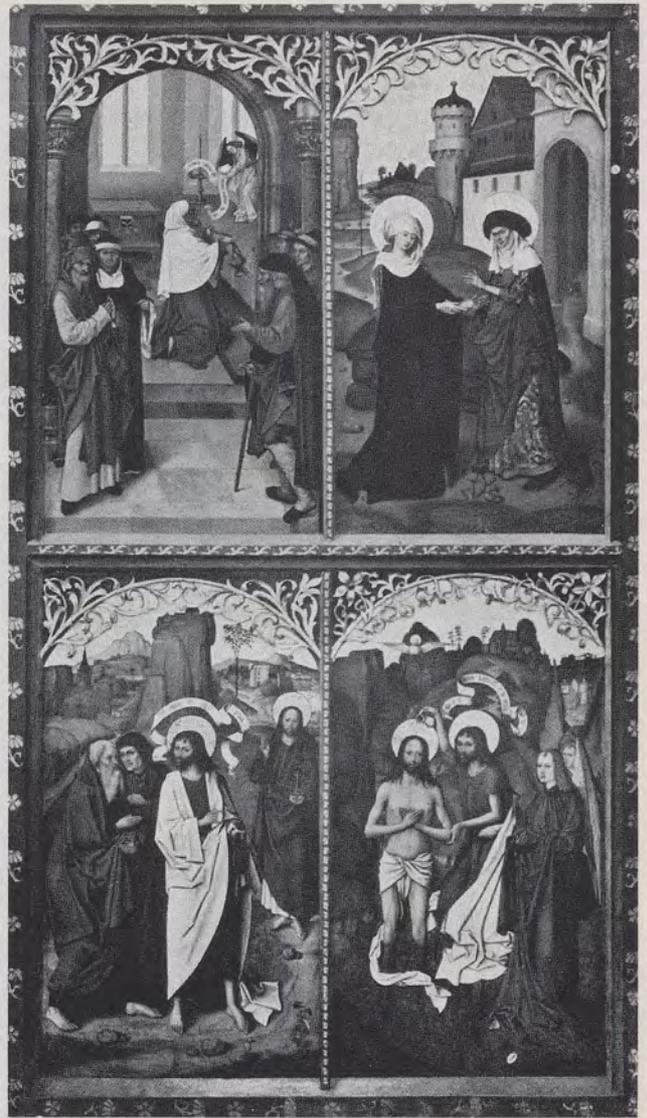
Johannes d. T. aus Haßfurt a. Main.

ten gearbeitet haben. Die doch durchweg einheitliche Bewegung und Proportionierung der Figuren sowie der im Detail ähnlich durchgeführte Faltenwurf sprechen für ein und dieselbe Werkstatt. Die erste Gruppe mit Maria und dem Hl. Laurentius dürfte wohl qualitativ am höchsten einzuschätzen sein. An ihrem Figurenstil ließe sich am ehesten die Meisterfrage klären. Die schon erwähnten weichen Züge ihrer lieblichen Gesichter entsprechen aber nicht oberrheinischen Stilzügen. Vergleicht man Maria und den Hl. Laurentius mit den Skulpturen des Blaubeurer Hochaltars von GREGOR ERHART (1493/94) so wird man eine entfernte Verwandtschaft feststellen können. Die femininen Gesichts-

züge des Evangelisten Johannes aus Blaubeuren tauchen, wenn auch längst nicht in einer so zarten Ausführung, beim Oberndorfer Laurentius wieder auf. Ähnlichkeiten in der Arm- und Beinstellung sowie im kaum geöffneten Mund sind ebenfalls bei den Täufergestalten beider Altäre zu erkennen. Diese weichen, etwas melancholisch anmutenden Gesichtszüge stellen ein stilistisches Charakteristikum der Oberndorfer Figuren dar – ein Merkmal, das für die feineren und gröberen Ausführungen gleichermaßen zutrifft. In diesem Sinne wäre es wohl eher angebracht, in Oberndorf von einer schwäbisch geschulten als von einer typisch oberrheinischen Hand zu sprechen.

Bei der Beurteilung des schwäbischen Schnitzaltars der Spätgotik muß der fränkische Einfluß, eben wegen der dominierenden Rolle TILMAN RIEMENSCHNEIDERS, berücksichtigt werden. Die schon angesprochene etwas nach oben gezogene Oberlippe stellt ein typisches Kennzeichen vieler Riemen-schneider-Figuren dar – z. B. beim Täufer des Haßfurter Altars (1490). Diese Figur zeigt noch in weiterer Hinsicht eine deutliche Nähe zum Täufer im Blaubeurer und Oberndorfer Altar: Neben der Arm- und Beinstellung sowie der Drehung des Körpers ist auch das Fellgewand ähnlich behandelt. (In ihrer Dissertation «Die spätgotische Plastik im württembergischen Neckargebiet» hat L. BÖHLING schon 1932 auf die Verwandtschaft des RIEMENSCHNEIDER-Täufers mit dem Oberndorfer Täufer aufmerksam gemacht.)

Aus diesen Beobachtungen kann man folgern, daß die Laurentius-Gruppe (1), zusammen mit den beiden Gehilfen-Arbeiten (Gruppe 3) von einem schwäbisch und die Täufer-Gruppe (2) von einem fränkisch geschulten Künstler geschnitzt wurden. Abgesehen von den Figuren weisen auch die ornamentalen Verzierungen der Baldachinzone keine typisch oberrheinischen Merkmale auf. So ist das im Mittelteil konvex ausgebogene Rankenwerk kaum an oberrheinischen Altären zu finden – wie z. B. auch nicht am Straßburger Fronaltar. Diese Art der Ornamentierung taucht dagegen häufiger im schwäbischen und besonders im fränkischen Schnitzaltar des Spätmittelalters auf. Die Baldachinzone des Creglinger Altarschreines von TILMAN RIEMENSCHNEIDER ist prächtig und üppig gestaltet worden – so wie kein schwäbisches oder gar oberrheinisches Beispiel. Im RIEMENSCHNEIDER-Altar greifen ein- und ausschwingende Ranken ineinander über und verästeln sich in der Mitte zu einem verwirrenden Geflecht. Der Meister des Oberndorfer Altars – besonders, was die Gestaltung der Ornamentzone anbelangt – dürfte wohl eher in Creg-



Linker Flügel des Blaubeurer Altars.

Unten: Die Predella des Oberndorfer Altars.
(Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen – Hellmut Hell)



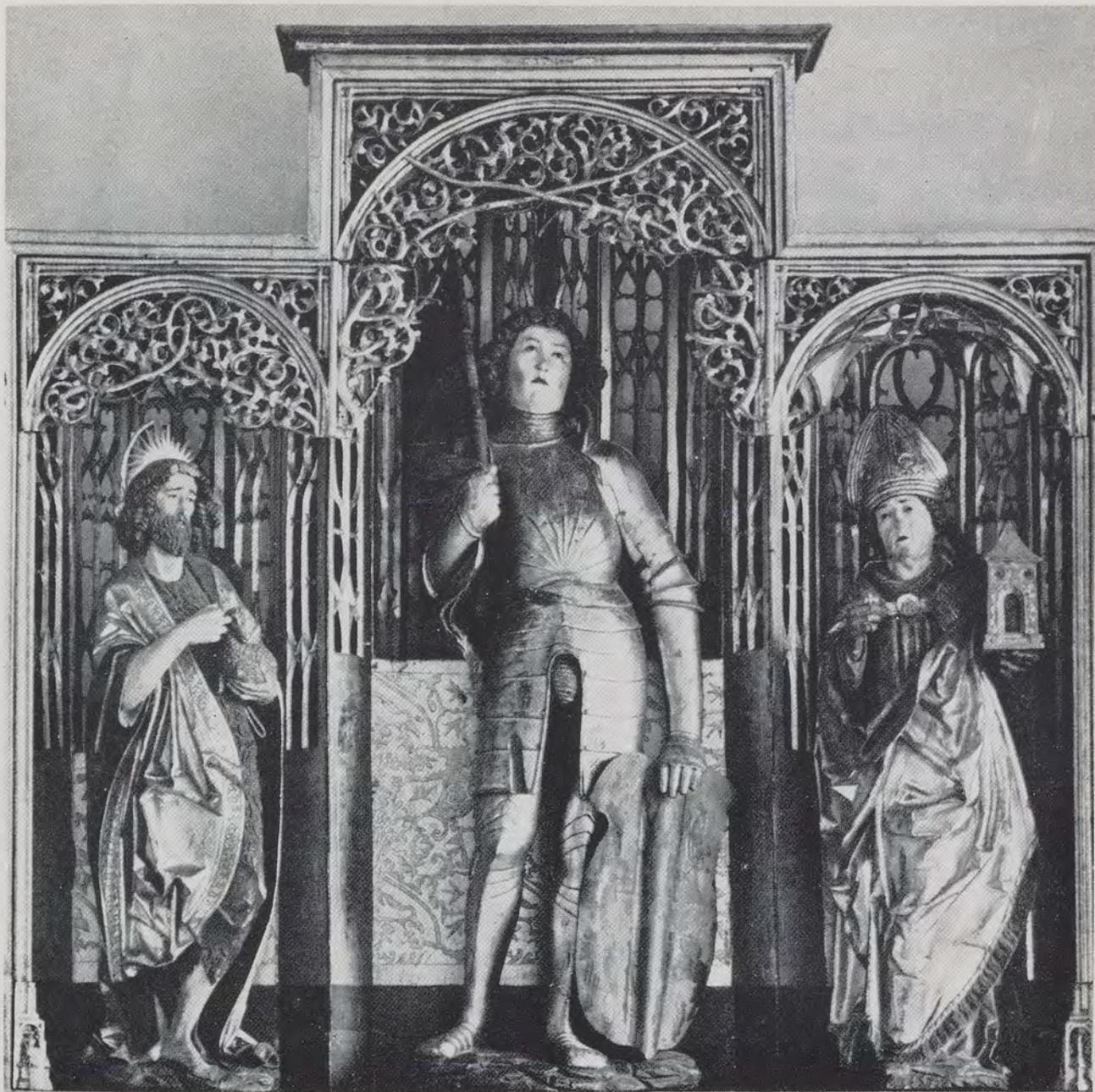
lingen oder Rothenburg als in Straßburg zu seinem Konzept angeregt worden sein.

Noch deutlicher als die Figuren und die Ornamentik verweisen die gemalten Heiligen und Christus der Predella auf einen Künstler, der gewiß nicht aus dem Oberrheingebiet stammt. Die ernst-traurigen Gesichter mit den heruntergezogenen Mundwinkeln und die steifen Finger verraten schwäbischen Einfluß. Ja, man könnte sogar vermuten, daß die Büsten im Umkreis von BARTHOLOMÄUS ZEITBLOM gemalt worden sind. Der ZEITBLOM-Typus wird im segnenden Christus am eindeutigsten vertreten. In den Malereien des Blaubeurer Altars, die ZEITBLOM und Mitarbeitern zugeschrieben werden, findet sich im linken Außenflügel unten links ein segnender Christus, dessen Ausführung der des Oberndorfer Altars sehr ähnlich ist. Die zum Segensgestus erhobene Hand und die Präsentation der mit einem Kreuz versehenen Erdkugel sind nur äußere Kennzeichen der Übereinstimmung. Der zweigeteilte Kinnbart, das schulterlange Haar und die Anordnung des Gewandes lassen schließlich erkennen, daß beide Gestalten von ein und demselben Meister stammen können. Daß der Künstler dieser Blaubeurer Altartafel auch zugleich der der Oberndorfer Predellentafel ist, wird noch durch einen weiteren Vergleich nahegelegt: So erkennt man z. B. im linken Jünger der Blaubeurer Tafel die Physiognomie sowie die Haar- und Barttracht des Hl. Jacobus aus dem rechten Predellenstück des Oberndorfer Altars wieder.

Die Figuren, die Ornamentik und die Malereien sind sicherlich nicht vom Oberrhein beeinflusst. Doch sollte man sich nun wieder daran erinnern, daß der Oberndorfer Altar trotz aller schwäbischen und fränkischen Merkmale auch oberrheinische Züge erkennen ließ. Das durch eine Figurennische überhöhte Mittelteil wurde schon als oberrheinische Variante erwähnt. Ein weiteres Kennzeichen für diese Kunstlandschaft dürften die mit Maßwerkfenstern versehenen Figurennischen sein. Abgesehen von dem Motiv der überhöhten Mittelnische des Straßburger Fronaltars gibt es zwei weitere Altäre, die mit den besagten Fensternischen und einer – wenn auch flacher ausgebildeten – Baldachinornamentik versehen sind. Der eine ist der Altarschrein aus der Wasenweiler Vituskapelle. Der um 1515 entstandene Altar wird HANS SIXT VON STAUFEN zugeschrieben. Der zweite Altar stammt aus der Pfarrkirche zu Weisweil/Kr. Emmendingen. Er wird der Werkstatt oder der künstlerischen Nachbarschaft des HANS SIXT VON STAUFEN zugeschrieben. Der zwischen 1515 und 1525 entstandene Schrein – heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe zu besichtigen –

beherbergt den Hl. Mauritius, Johannes/Täufer und den Hl. Wolfgang. Die mit Maßwerkfenstern versehenen kapellenförmigen Nischen und die im Weisweiler Altar hinter den Figuren angebrachten Ornamenttafeln stellen nur äußere Übereinstimmungen mit dem Oberndorfer Retabel dar; aber sie verweisen eben doch auf ein gemeinsames Konzept – auf das der oberrheinischen Retabelkonstruktion. Hinzu kommt, daß die Figuren des Weisweiler Altars in einer engen stilistischen Beziehung zu denen des Oberndorfer Altars stehen. Am interessantesten dürfte der Vergleich der beiden Täufer sein: Die über Kreuz gestellten Beine, die rechts vor der Brust erhobene Hand, der dynamische Faltenwurf und die – nunmehr wie eine Signatur wirkende – nach oben gezogene Oberlippe lassen wiederum auf eine fränkische Herkunft schließen. Man muß nicht unbedingt konstatieren, daß beide Figuren von ein und demselben Meister stammen. Unterschiede im Detail, z. B. in der Gestaltung des Haares, legen die Vermutung unterschiedlicher Hände nahe. Doch darf man annehmen, daß beide Figuren aus ein und derselben Werkstatt stammen – und zwar aus einer, die im Umkreis von HANS SIXT VON STAUFEN zu suchen ist. Die Künstler dieser Werkstatt waren dann auch diejenigen der 2. Gruppe des Oberndorfer Altars. So wie sich der Täufer aus Weisweil von den übrigen Weisweiler Figuren absetzt, so unterscheidet sich auch die Oberndorfer Gruppe 2 von 1 und 3. Der Täufer weist in seiner Gestaltung noch auf das 15. Jahrhundert, während die Heiligen Mauritius und Wolfgang schon der Stilentwicklung des 16. Jahrhunderts angehören. In den zuletzt genannten darf man dann auch die qualitativ volleren Arbeiten sehen. In ihnen erkennt man zwar nicht die feinen Modellierungen der Maria und des Hl. Laurentius, doch zeigen ihre Gesichtszüge deutlich Übereinstimmungen mit dem Evangelisten und dem Hl. Sebastian aus Oberndorf. Auffallend ist dann noch, daß die Haarlocken des Sebastian so gestaltet und angeordnet wurden wie die des Hl. Mauritius.

Fassen wir zusammen: Der Oberndorfer Altar ist in der Zeit zwischen 1515 und 1525 – also zur Zeit der Entstehung des Weisweiler Altars – in einer oberrheinischen Werkstatt aus dem Umkreis des HANS SIXT VON STAUFEN entstanden. Man hat vermutet, daß HANS SIXT seine Lehr- und Wanderjahre in Franken – und, nun kann man hinzufügen: auch in Schwaben – verbracht hat. Nachdem er wieder in seine oberrheinische Heimat zurückgekehrt war, wird er eine Werkstatt gegründet und Künstler ausgebildet haben. Diese können sich dann ihrerseits in der näheren Umgebung mit eigenen Werkstätten



Der Altar aus Weisweil (Kreis Emmendingen).

niedergelassen haben. In einer solchen «HANS SIXT-Filiale» ist dann wohl der von fränkisch und schwäbisch geschulten Händen gefertigte Oberndorfer Altar entstanden. Bei diesen Künstlern könnte es sich durchaus auch um Franken oder Schwaben gehandelt haben, die sich – und das war zu dieser Zeit üblich – auf ihrer Wanderschaft für kürzere oder längere Zeit in der «SIXT-Werkstatt» verdingt hatten. Dafür würde die Malerei der Predella sprechen, die ja sicherlich von einem schwäbischen Künstler ausgeführt wurde.

Der Oberndorfer Altar veranschaulicht demnach eine Synthese aus fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Stilmerkmalen.

Literaturhinweise

- J. BAUM: Der Oberndorfer Altarschrein (in: SCHWÄBISCHE HEIMAT 1952). – TH. MERKLE: Der spätgotische Altar in Oberndorf (in: Tübinger Blätter 1953). – M. MOSER: Der Oberndorfer Altar (in: Schwäbisches Tagblatt 27. 6. 1970). – Der Landkreis Tübingen. Amtl. Kreisbeschreibung Bd. 2 (1972), S. 493 – 495. – W. SETZLER: Der Schnitzaltar in der kath. Pfarrkirche zu Oberndorf (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Blatt 38) Stuttgart (1977). – E. PAULUS: Die Zisterzienserabtei Bebenhausen, Stuttgart (1966). – Ausstellungskatalog «Spätgotik am Oberrhein», Karlsruhe (1970) – G. OTTO: Der Blaubeurer Altar, Königstein im Taunus (o. J.) – W. BOECK: Der Hochaltar in Blaubeuren, München (1950) – A. STANGE: Deutsche Malerei der Gotik, Berlin (1934 ff.), Bd. 8. – M. SCHUTTE: Der schwäbische Schnitzaltar (o. J.) – K. KUNSTLER: Ikonografie der christlichen Kunst, Freiburg (1928).

Von der Teck aus, dem mächtigen Vorberg der Alb, zieht schräg durch das Tal der Lauter die geheimnisvolle Sibyllenspur. Eine mehrere hundert Meter lange schnurgerade Spur wie von riesigen Wagenrädern wird im Korn und auf den Wiesen jedes Jahr aufs Neue sichtbar, denn entlang dieser Spur ist die Erde besonders fruchtbar. Diese seit Jahrhunderten beobachtete Naturerscheinung versucht eine Sage zu deuten, die Sage der Sibylle von der Teck. Nach dieser Sage soll in lang vergangener Zeit eine unermesslich reiche und gütige Frau mit der Gabe der Weissagung in einer Höhle unterhalb des höchsten Felsens der Teck gewohnt haben. Aus Gram über die Untaten ihrer drei mißratenen Söhne soll sie auf einem riesigen Wagen, gezogen von großen Katzen, querfeldein verschwunden sein. Dabei habe ihr Wagen diese jedes Jahr wieder sichtbare Spur hinterlassen. Immer wieder versucht man dieser Sibyllenspur auf den Grund zu kommen und so organisierte der Albverein im Jahr 1976 eine Grabung. (Näheres

darüber in den Blättern des Schw. Albvereins 1977 S. 180–182) Diese Grabung ergab, daß dieses Phänomen nicht von einer vermuteten Bodenverwerfung herrührt, sondern aus drei künstlich geschaffenen Gräben besteht, die nur wenige Meter tief sind. Die bessere Fruchtbarkeit entlang dieser Spur konnte durch die lockere Erde erklärt werden, mit welcher diese Gräben wieder aufgefüllt waren. Man fand aber keinen Anhaltspunkt, wer diese gigantischen Gräben gezogen haben könnte.

Aber vielleicht ist im Kern der Sage ein Hinweis enthalten zur Lösung des Rätsels. Eine Sage will immer der Nachwelt etwas Wesentliches über ein historisches Geschehen überliefern. Vielleicht ist es bei der Sibyllensage der versteckte Hinweis auf die Straße oder den Weg, auf dem die Sibylle fortgefahren sein soll. In Verbindung mit einem Graben sind unschnurgerade Wege quer über Berg und Tal als Begleitweg einer römischen Grenzmarkierung, eines Limes durchaus geläufig. Unsere Vorstellungen von einem solchen Limes haben wir zumeist von den noch deutlich in der Landschaft sichtbaren Spuren einer römischen Grenzanlage im Welzheimer Wald. Die Gräben der Sibyllenspur erinnern uns stark an die geläufigen Rekonstruktionen dieses obergermanischen Limes, an dem im 2. und 3. Jahrhundert gebaut wurde. Die Eroberung, Besetzung und Besiedlung unseres Landes durch die Römer erfolgte nicht auf einmal, sondern im Laufe von Jahrhunderten. So ist eine Zwischentappe der Grenzmarkierung im Albvorland durchaus denkbar. Um die Ausdehnung eines solchen Limes zu erahnen, verlängern wir zunächst einmal die sichtbare «Sibyllenspur» auf der Landkarte nach beiden Seiten. Wir dürfen überrascht feststellen, daß die Spur ein Teil ist einer geradlinigen Verbindung von Donnstetten, wo ein Römerkastell vermutet wird, nach Köngen, wo seit langem ein Kastell bekannt ist. Daß von der Donau bis zum Rhein noch drei weitere Kastelle an dieser Linie liegen, mag kein Zufall sein. Nach dem enormen Arbeitsaufwand beim Bau dieser Gräben und nach der unter lokalstrategischen Gesichtspunkten unsinnigen Schräge bei der Durchquerung des Lautertals war diese Sibyllenspur jedenfalls mehr als eine örtliche Grenz- oder Wegführung.

Da ein solcher Limes in regelmäßigen Abständen

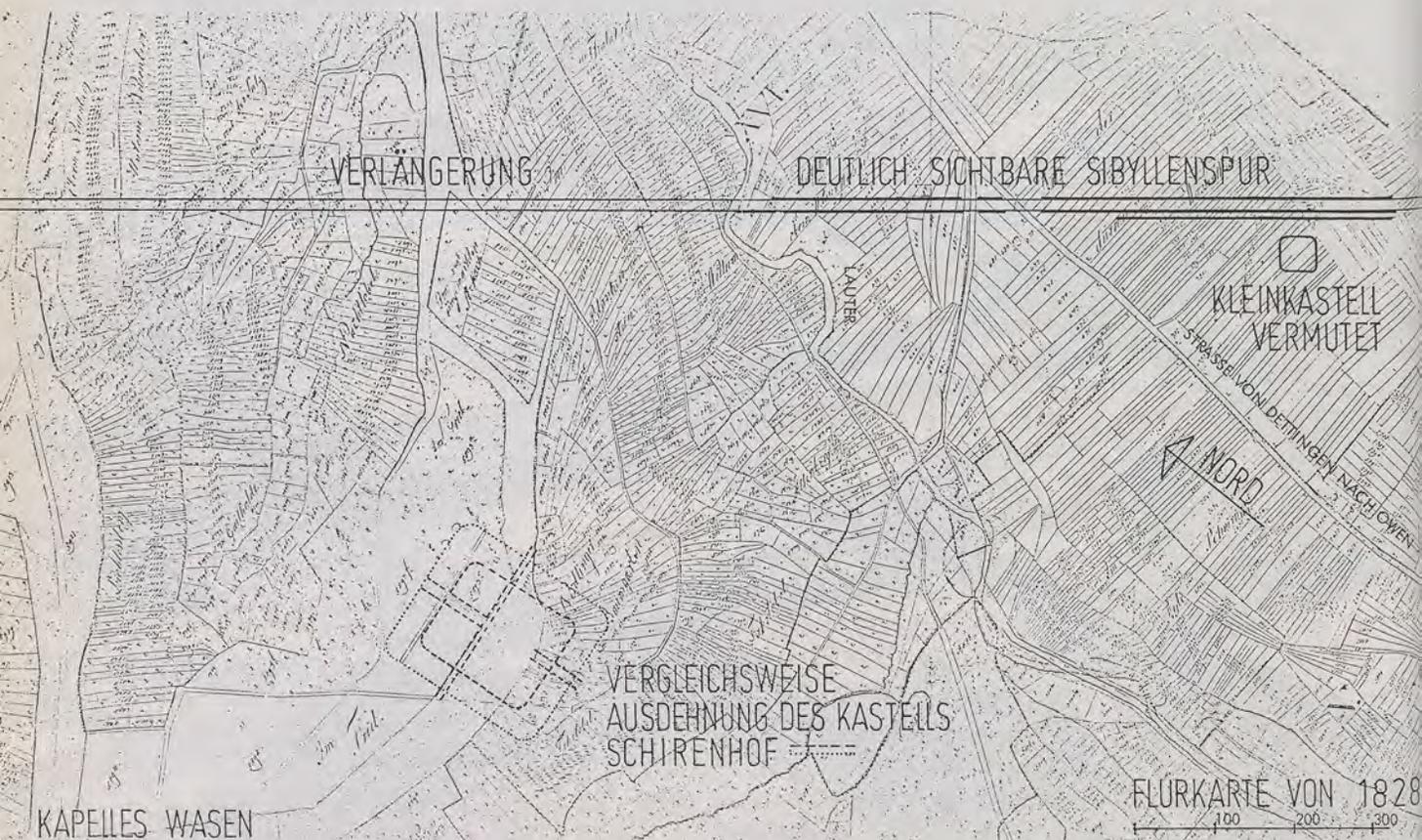


Rechts: Die Sibyllenspur im Tal der Lauter (Luftbild: Albrecht Brugger – freigegeben v. Reg.-Präs. Stuttgart Nr. 2/42753).



durch Kastelle gesichert war, dürfen wir auch in der Nähe der Sibyllenspur, also zwischen Donnstetten und Köngen, ein weiteres Kastell vermuten. Auf verschiedenen Luftaufnahmen der Sibyllenspur ist auch am Fuße der Teck neben diesen Gräben ein ca. 50 auf 50 Meter großes Viereck mit abgerundeten Ecken sichtbar. Das Landesdenkmalamt vermutet, daß es sich um ein römisches Bauwerk handeln könne. Die geringe Größe spricht aber nur für ein Kleinkastell. Zur Sicherung des Albaufstiegs am Ende des Lautertals wäre aus strategischen Überlegungen auch eine Sicherung der anderen Talseite nötig gewesen. Suchen wir dort also das größte Kastell zur Stationierung einer Kohorte, einer Truppe von etwa 500 Mann. Am Fuße der Baßgeige, dem Bergmassiv gegenüber der Teck, wurde in den 30er Jahren eine römische Siedlung ausgegraben. Und etwas näher an der Sibyllenspur finden wir auf den Hügeln westlich der Lauter zahlreiche Flurnamen, die unsere Phantasie beflügeln. So liegt zwischen dem Käppele, einem beliebten Dettinger Ausflugsziel, und dem Lautertal ein flacher Hügel mit herrlicher Aussicht, um den sich Flurnamen reihen wie Altenberg, Hagacker, Lichtenberg, Funkenwiesen, Fahrtobel, Häußer, Blankenstein und Stockach. Dies alles sind Flurnamen, in denen das Altertum

weiterzuleben scheint. So häufen sich auch zwischen Köngen und Donnstetten entlang der verlängerten Sibyllenspur solche Namen in auffälliger Weise, die oft auch an anderen Stellen mit römischer Vergangenheit angetroffen werden, wie z. B. Kalkofen, Ziegelwald, Burgäcker, Heidäcker, Goldäcker, Holzwiesen und Pfahläcker. Besonders bedeutsam ist für uns der Name «Altenberg», denn diese Flurbezeichnung finden wir sehr oft in unmittelbarer Nähe von Kastellen, so auch in Köngen und in Cannstatt. Und auf eben diesem flachen Hügel weist die erste Flurkarte aus dem Jahr 1828 einen geradlinigen Feldweg auf, der in zunächst keinerlei Zusammenhang steht mit der sonst völlig unregelmäßigen Flurstruktur der Umgebung. Dieser Feldweg hat nun ausgerechnet eine Länge von etwa 200 Metern, was der Gesamtbreite eines Kohortenkastells mit Wall und Graben etwa entspricht. Übertragen wir nun einen gesamten Kastell-Lageplan auf diese Stelle, scheinen sich plötzlich auch andere Wegeführungen in unser Wunschbild einzuordnen. Rings um diesen mutmaßlichen Kastellplatz finden wir in Gebüsch und Rainen auch ganz verwitterte Kalktuffsteine, wie sie von den Römern in dieser Gegend verwendet worden sind. Vielleicht läßt sich ein ebenfalls dort gefundener Schlackenrest nach



seiner chemischen Analyse datieren. Doch nur moderne archäologische Methoden wie Infrarotaufnahmen, Magnetometersonde oder Widerstandstechnik können uns endgültige Sicherheit geben, daß sich eine Grabung lohnt. Bis dahin sind wir auf Vermutungen angewiesen, die aber durch eine uralte Landkarte unterstützt werden. Diese Landkarte wurde vermutlich im 4. Jh. n. Chr. angefertigt und ist uns in einer Kopie erhalten, welche nach einem ihrer Besitzer «Peutingertafel» genannt wird. Auf dieser antiken Straßenkarte ist auch eine Reiseroute durch das Neckar-Albgebiet eingetragen. Manche der auf dieser Karte verzeichneten antiken Straßenstationen konnten wieder aufgefunden werden und stehen oft in Zusammenhang mit Kastellen. Bei anderen Orten sind wir noch auf Vermutungen angewiesen. So ist auf dieser Karte eine Strecke eingezeichnet von «Grinario», heute Köngen, nach «Ad lunam», das man in Urspring an der Lone vermutet. Zwischen diesen beiden Ortschaften sind auf der Karte zwei Teilstrecken zu erkennen, doch nur die erste Station aus Richtung Köngen ist benannt. Und zwar heißt dieser noch unbekannt Ort «Clarenna». Hinter dem Ortsnamen steht auf der Karte eine Entfernungsangabe von XXII Maßeinheiten, von der uns noch nicht klar ist, ob es römische Millien oder gallische Leugen sind, denn in dieser Gegend wird auch eine römische Provinzgrenze vermutet, wo die Maßeinheit gewechselt haben kann. Wenn man von Urspring aus diese Entfernung rückwärts berechnet, Millien zugrunde legt, einen großen Umweg macht oder sich auf Abschreibefehler bei der Übertragung auf die uns erhaltene Kopie der Karte beruft, kann man dieses «Clarenna» in Donnstetten vermuten. Aber dann scheint eine weitere Straßenstation auf der Albhochfläche wenig sinnvoll zu sein. Viel eher könnte eine Straßenstation – also eben dieses «Clarenna» – als eine am Fuße der Alb gelegene Pferdeumspannstation für den steilen

Aufstieg bedeutsam gewesen sein und Erwähnung in einer Landkarte gefunden haben. Man hat zwar Holzschuppen aus der Römerzeit in Gutenberg, also unmittelbar am Ende des Lautertals zu Beginn der steilen Steige gefunden, die als Pferdeställe gedeutet werden, aber es ist wohl richtiger, eine Straßenstation in Kastellnähe und das Kastell in Limesnähe zu suchen. Hinter dem Limes muß ein Weg durchs Tiefenbachtal zu diesem auf dem Altenberg vermuteten Kastell geführt haben. Nimmt man nun diesen Weg von Köngen nach Urspring, so ist die Wegstrecke 49 km, was genau XXII Leugen entspricht und die Entfernungsangabe auf der Peutingertafel erklärt. Man darf also «Clarenna» zwischen Dettlingen und Owen in der Nähe der Sibyllenspur – und zwar wahrscheinlich auf dem Altenberg – suchen. Da ein Kastell auch oft als Siedlungsschwerpunkt wirkte, ist es interessant zu wissen, daß in den Wäldern westlich der Lauter die Ortsgeschichte eine ganze Anzahl abgegangener Ortschaften ausweist, deren vormittelalterliche Vergangenheit wir nicht kennen. Es überrascht auch nicht, daß einem beim Wort «Clarenna» als stoffliche Assoziation der lateinische Wortstamm *clarus* = hell, klar, lauter einfällt, der als Grundbegriff eine Deutung des Namens Clarenna als den Flußnamen der «Lauter» aufdrängt. Doch müssen wir hier einschränkend dazu sagen, daß die meisten der von den Römern in dieser Gegend verwendeten Flur-, Fluß- und Ortsnamen vermutlich aus dem Keltischen übernommen wurden.

Ob die Sibyllenspur als Relikt römischer Gebietseinteilung, vermutlich unter Kaiser Vespasian, zeitweise ein befestigter Limes war, ob am Lautertal ein Kastell stand und welche Truppen hier stationiert waren, die Klärung all dieser Fragen erhoffen wir durch Grabungen des Landesdenkmalamtes und durch die erwarteten Funde zu erhalten.

Nachlese zum «Stauferjahr»

25 Jahre Baden-Württemberg – das war der Anlaß, sich in einem Staufer-Jahr auf ein Stück deutscher Geschichte zu besinnen, das mit dem heutigen Baden-Württemberg eng verbunden ist. Es war die persönliche Initiative des Ministerpräsidenten FILBINGER, den Mittelpunkt des Gedenkjahrs in einer Staufer-Ausstellung zu sehen, wohl auch durch die «Suevia Sacra» vor einigen Jahren in Augsburg angeregt. Die Resonanz der Stuttgarter Staufer-Aus-

stellung übertraf jede Erwartung. Fast 700 000 Menschen haben die anspruchsvolle Ausstellung besucht und die oft beängstigende Bedrängnis nicht gescheut, um die meist vorzüglich dargebotenen Exponate erleben zu können. Die Zusammensetzung der Besucher war breit gestreut. Viele – auch der jungen, geschichtsfernen Generation angehörende – haben sorgsam anhand des Katalogs Stück für Stück betrachtet und verglichen, für andere, die

Theodor Pfizer

dem historischen oder kunsthistorischen Geschehen ferner stehen, war es eine Ehrensache, die Ausstellung zu besuchen, für viele ein Antrieb, sich mit den Staufern und ihrer Zeit zu beschäftigen, Stauferstätten aufzusuchen, das Schrifttum darüber zu lesen.

Eine nicht geringe Zahl von Publikationen ist zum Stauferjahr erschienen, wenn auch unterschiedlich in ihrem Wert und ihrer Wirkung. Hier sollen eine größere Zahl dieser Bücher vorgestellt werden, wobei keine Vollständigkeit möglich ist; auch konnten nur solche berücksichtigt werden, die zum Stauferjahr und nicht schon früher erschienen sind. Das überragende Buch fehlt; kein KANTOROWICZ wurde geschrieben, dessen Werk über FRIEDRICH II vor einem halben Jahrhundert erschienen ist und damals die Wogen hochgehen ließ – in zustimmenden oder kritischen Äußerungen. Die historische Zunft war zunächst skeptisch und in vielen Fällen geneigt, das Buch, aus dem GEORGE-Kreis stammend, als einseitig zu verdammen. Als dann vier Jahre später der Ergänzungsband mit den Quellennachweisen und Exkursen erschien, waren die Vorbehalte getilgt. Dieser «FRIEDRICH II» erschien schon 1936 in vierter Auflage und erlebte seither zahlreiche fotomechanische Neudrucke, zuletzt 1973 – ein Zeichen dafür, daß das Werk nichts von seiner Faszination, seiner ursprünglichen Frische verloren hat und nach wie vor gekauft und gelesen wird. Die im Bereich der Staufer-Ausstellung vertretene Stuttgarter Buchhandlung hat allein von diesem Buch, dessen beide Bände immerhin 75,- DM kosten, während der Ausstellungswochen gegen hundert Exemplare verkauft.

Ausstellungskataloge

Wenn jetzt, wie dargelegt, kein epochemachendes Werk über die Stauferzeit erschienen ist, so ist in mancher Hinsicht ein Ersatz dafür der zunächst sofort vergriffene, seither in großen Auflagen erschienene Ausstellungskatalog: «Die Zeit der Staufer – Geschichte, Kunst, Kultur», in vier Bände gegliedert. Der erste und zweite Band stellen eine sorgfältige Beschreibung der Exponate dar – Urkunden, Siegel und Goldbullen, Münzen, Handschriften, Glas-, Wand-, Tafel- und Buchmalereien, Skulpturen, Goldschmiedearbeiten, Bronzen, Möbel und viele Randgebiete. Den einzelnen Abteilungen ist jeweils eine orientierende Einleitung vorausgeschickt; Herkunft, Leihgeber und Literaturangaben sind bei den 1084 Nummern vermerkt. Im Abbildungsband – sympathischerweise getrennt vom Textteil, so daß man Text und Bild nebeneinander

legen und ihren Inhalt mühelos aufnehmen kann – wird in über 700 Abbildungen die Ausstellung verdeutlicht.

Willkommen ist, daß der geschichtlich oder kunsthistorisch nicht Vorgebildete in einem Glossar findet, was z. B. ein Aquamanile oder ein Intaglio ist. Besonders wertvoll ist der dritte Teil mit einer Reihe zum Teil vorzüglicher Beiträge von anerkannten Mediävisten und Kunsthistorikern: HEINZ LÖWE, HANS PATZE, ERICH MASCHKE, JOSEF FLECKENSTEIN, CARL A. WILLEMSSEN, HERMANN TÜCHLE, WILLIBALD SAUERLÄNDER, ARNO BORST und andere äußern sich über die Stauferzeit, deren Geschichte, Kunst, Politik, Burgen und Schlösser mit Quellen und Hinweisen. HANSMARTIN DECKER-HAUFF bringt als Anhang die weitverzweigte Stammtafel des staufischen Hauses. Der schmale vierte Band enthält Karten, darunter die Aufenthaltsorte und Urkundenempfänger der Staufer von KONRAD III bis MANFRED und KONRADIN. Wer diesen das übliche Maß weit überragenden Katalog besitzt, wird ihn als bleibenden Gewinn, nicht nur als Erinnerung an die Staufer-Ausstellung bewahren.

Im Umfang naturgemäß wesentlich kleiner war die Staufer-Ausstellung des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen in den dafür sehr geeigneten Räumen des einstigen Klosters. Diese Ausstellung war auch dadurch ermöglicht, daß die Schau- und Lesetafeln der Stuttgarter Ausstellung ihr als Grundlage dienten; die offengelassenen Möglichkeiten wurden zur Ergänzung sinnvoll wahrgenommen durch die Abteilungen «Die Staufer und die Schweiz», «Allerheiligen in staufischer Zeit» und durch wertvolle Bestände der Klosterbibliothek mit zum Teil kostbar illuminierten Handschriften des 13. Jahrhunderts aus dem Allerheiligen-Skriptorium. Eines der kostbarsten Stücke der Ausstellung war der «Onyx von Schaffhausen», der auch die Titelseite des Katalogs schmückt. Der knappe Bildteil enthält gute Aufnahmen des Klosters mit dem taktvoll renovierten romanischen Münster, dem Kreuzgang, der Erhards- und Johanneskapelle, so daß auch dieser Band über die Ausstellung hinaus seinen Wert behält.

Waiblingen ist mit der mittelalterlichen Kaisergeschichte eng verknüpft. Diesen Sachverhalt in einer Ausstellung im Stauferjahr aufzuzeigen, hatte sich Waiblingen zum Ziel gesetzt. Sein Oberbürgermeister DR. ULRICH GAUSS hat – wie bei anderen Gelegenheiten – sich darum bemüht, daß Waiblingen nicht als Trabant von Stuttgart von diesem überschattet wird, aber auch in kultureller Hinsicht in den der Stadt möglichen Maßen bleibt. Die Waiblinger Ausstellung wollte nicht in einem Wettlauf mit

der großen Stuttgarter Ausstellung stehen und umfaßt sinnvoll das Thema «Karolinger, Salier und Staufer in Waiblingen». Die begrenzte, aber gediegene Ausstellung in den Räumen der Stadtbücherei, zu der ein orientierender Katalog erschien, enthielt mindestens ein Original von hohem ideellem Wert: die Grabkrone aus dem Speyerer Grab der KAISERIN GISELA, der Erbin Waiblingens, der Ahnfrau der Salier und Staufer.

Publikationen württembergischer Stauferstädte

Waiblingen hat in Ergänzung dieses Katalogs in den fünften Band der Zeitschrift «Waiblingen – Vergangenheit und Gegenwart» – im Auftrag des Waiblinger Geschichts- und Altertumsvereins herausgegeben – von WILHELM GLÄSSNER, dem rührigen Waiblinger Stadtarchivar, einen auch als Sonderdruck erschienenen Beitrag aufgenommen: «Das Königsgut Waiblingen und die mittelalterlichen Kaisergeschlechter der Karolinger, Salier und Staufer». Er erhellt Waiblingens Bedeutung im Mittelalter, von dem leider kaum noch Bauzeugen erhalten sind und zeigt im besonderen die Stadt im Spannungsfeld der Staufer und Welfen. Die Darstellung ist ein wichtiger Stein in dem Staufermosaik des Landes.

Auch das Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd hat zum Stauferjahr einen Band publiziert: «Die Staufer und Schwäbisch Gmünd». DR. KLAUS JÜRGEN HERRMANN, der Gmünder Archivassessor, untersucht die Frage «Wer waren die Staufer?» als eine Art Fundament des Bandes. PETER SPRANGER befaßt sich – unterstützt von Abbildungen und Grundrissen (die leider in der Wiedergabe nicht alle befriedigend sind) – mit der Stauferzeit der Stadt, ihrer Topographie und Planung. HELMUT MENDE behandelt im besonderen die baulichen Zeugen der Stauferzeit, also die Reste der staufischen Stadtmauer und vor allem die Johanneskirche, GERHARD KOLB das Dominikanerinnenkloster Gotteszell als eine staufische Gründung. PETER SPRANGERS Aufsatz «Tradition und Fortschritt in der Politik Friedrich Barbarossas» (der Gmünd gegründet hat) weist über die lokale Geschichte hinaus.

Göppingen, die Stadt am Fuße des Berges, der den Stauern ihren Namen gab, widmet sich seit vielen Jahren der Stauferforschung, nicht zuletzt durch die Staufertage, die die Stadt mit der Gesellschaft der Freunde staufischer Geschichte veranstaltet. Diese gibt auch die Reihe «Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst» heraus, deren Band 3 die Vorträge der Staufertage 1972, 1973 und 1975 unter dem Titel «Selbstbewußtsein und Politik der Staufer» enthält. MARCEL BECK behandelt die Staufer im

westlichen Alpenvorland, wobei er den Begriff einer einseitigen staufischen Paßpolitik ablehnt, ODILO ENGELS bringt neue Aspekte zur Geschichte FRIEDRICH BARBAROSSAS und HEINRICH DES LÖWEN, DANKWART LEISTIKOW die wechselvolle Geschichte der Aufbewahrungsorte der Reichskleinodien in staufischer Zeit (Hammerstein am Rhein, Trifels, Waldburg bei Ravensburg, Krautheim und Kyburg) und die Beschreibung dieser Bauten. Der frühere Regierungspräsident RÖMER, ein gründlicher Kenner der Staufergeschichte, widmet IRENE VON BYZANZ und ihrer Zeit einen Beitrag.

In einer zweiten Reihe – «Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen» – wird in deren Band 14 von TOMAS BRUNE der Staufertraditionalismus im Spiegel einer Göppinger Zeitung seit 1863 untersucht, eine höchst originelle Ergänzung zum zweiten Teil der Stauferausstellung, die dem Nachleben der Staufer gewidmet war. Nichts wird dabei beschönigt; so wandert man durch die nationale und lokale Stauferbegeisterung im 19. Jahrhundert: Vom Ruf «Mit den Stauern für Kaiser und Reich» über den Rückzug in die Heimatpflege in der Weimarer Zeit bis zur Hitlerjugend-Propaganda mit Treueschwur und Durchhalteparolen!

In der Reihe «Hohenstaufen» (Veröffentlichungen des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen) ist als zehnte Folge im Stauferjahr der Band «Stauferforschung im Stauferkreis Göppingen» erschienen. Von verschiedenen Verfassern – BÜHLER, ZIEGLER, HUMMEL, ANSHOF, KAUSS, BAUMUNK, AKERMANN, Vertretern des Archivdienstes oder Männern der Schule – werden unter anderem die Herkunft und der soziale Rang unbekannter Staufer; VOLKNAND VON STAUFEN-TOGGENBURG, ein Vetter BARBAROSSAS, als Begründer des Klosters Adelberg, weiter die Herren von Staufeneck, Überlegungen zur Frühgeschichte der Stadt Göppingen, die Geschichte der Barbarossa-Kirche behandelt, übrigens auch die wechselvollen – man darf sagen zum Glück ergebnislosen – Bemühungen um den Bau eines Nationaldenkmals auf dem Hohenstaufen. Die Beiträge sind ergänzt durch Abbildungen und sorgfältig nachgewiesene Belege in den Anmerkungen.

Überregionale Publikationen

Wie gesagt, das Buch zum Stauferjahr ist nicht erschienen, auch kein GIESEBRECHT und RAUMER, die großen Darstellungen zur Kaisergeschichte aus dem 19. Jahrhundert. Immerhin sind einige Abschnitte und Einzelfragen überregional behandelt worden. An erster Stelle steht hier HANS MARTIN MAURERS «Der Hohenstaufen – Geschichte der Stamburg

eines Kaiserhauses», eine wissenschaftlich gediegene Arbeit mit Quellenbelegen, in der die Gründung der Stammburg, die Burgmannen, Hofbeamte und Vögte – in Staufenneck, Waldhausen und auf der Burg Rechberg domiziliert –, die weitere Geschichte Hohenstaufens als Reichsburg unter den Habsburgern, der Kampf mit den württembergischen Grafen, die vorübergehend Hohenstaufen als Territorialburg, zum Teil als Pfandbesitzer oder Nachpfandbesitzer innehatten, bis zum Untergang der Burg 1525 im Bauernkrieg (in seiner Dramatik lebhaft geschildert) dargelegt werden. (Die Symbolik mag dabei etwas überdehnt sein: ob die aufrührerischen Bauern wirklich die große Vergangenheit, den geschichtlichen Nimbus der Burg geahnt haben?) Sympathisch an dem Buch wirkt auch, daß da, wo Quellen versiegen, diese nicht durch Hypothesen oder gar «Dichtungen» ergänzt werden. Den Abschluß bilden eine Beschreibung Hohenstaufens als Bauwerk und – im Anhang – die Schilderung von MARTIN CRUSIUS über Hohenstaufen im Jahr 1588. Staufengedichte von UHLAND, JUSTINUS KERNER, CHRISTIAN WAGNER, auch ein Gespräch von DAVID FRIEDRICH STRAUSS sind lebenswürdige Annexe, die aber nicht unbedingt gerade in diesen Band gehören.

HELMUT HILLER hat einen mehr als 400 Seiten umfassenden Band vorgelegt «Friedrich Barbarossa und seine Zeit». Er ist fleißig gearbeitet, streng chronologisch aufgebaut, mehr additiv als ein neues Bild von BARBAROSSA entwerfend und ohne Gewichtung der einzelnen Begebenheiten – ein Buch für ein breites Publikum geschrieben. Das gilt insbesondere für das elementar gehaltene Einleitungskapitel, das dem Fachmann wenig zu sagen vermag. Eine synoptische Zeittafel, geteilt in die Geschichte BARBAROSSAS und die allgemeine Geschichte, erleichtert den Überblick über den geschichtlichen Ablauf. Aus dem Buch, das BARBAROSSAS Anfänge, seine sechs Italienzüge, seinen Kampf mit den lombardischen Städten, den Kreuzzug und Tod schildert, wird die Zeit der 40jährigen Regierung des Kaisers deutlich – ein insgesamt gut unterrichtendes, aber nicht gerade bewegendes, auch in der Sprache nicht faszinierendes Buch.

In der Sammlung «dtv-Dokumente» ist ein Band dem Leben FRIEDRICH DES ZWEITEN in zeitgenössischen Berichten gewidmet. Der Herausgeber ist KLAUS HEINISCH, der in einem ausgezeichneten Nachwort gedankenreiche Perspektiven zur Geschichte des Kaisers bringt. Trotz der äußeren Anspruchslosigkeit des Bandes spiegelt sich sehr lebendig die Gestalt dieses Staufers in den verschiedenen Dokumenten, von PETRUS VON EBULO über

PETRUS VON VINEA, ROGER VON WENDOWER und anderen bis zum geschwätzigen Franziskaner SALIMBENE DI ADAMO, ergänzt durch die deutschen Pröpste BURCHARD und KONRAD VON URSPERG und eine Reihe italienischer Chronisten. Sie alle haben noch im 13. Jahrhundert gelebt, während die Darstellung der Lebensgeschichte des Kaisers aus der Feder des Humanisten COLLENUCCIO über den Rahmen der unmittelbaren Berichterstattung hinausgeht. Die Texte sind knapp erläutert. Ein sorgfältiges Namenregister ergänzt den ausgezeichneten Band; er ist für jeden erschwinglich, der die Größe dieses faszinierenden Staufers – des «Verwandlers der Welt», bestaunt und verachtet, geliebt und verhaßt – durch zeitgenössische Quellen belegt sehen will.

Des Dichters JOSEF MÜHLBERGER «Lebenswege und Schicksale der staufischen Frauen» ist eine lebenswürdige Ergänzung zur Staufergeschichte. Ob freilich alle 32 Stauferfrauen geschildert werden mußten, darf immerhin gefragt werden. Denn neben den beiden Gemahlinnen BARBAROSSAS, ADELA VON VOHBURG und BEATRIX VON BURGUND, und den vier Gemahlinnen FRIEDRICH II – KONSTANZE, JOLANTHE ISABELLA und BIANCA LANCIA – sowie IRENE, der Gemahlin PHILIPPS VON SCHWABEN, werden auch die Töchter aus den Ehen MANFREDS, die Frauen KÖNIG ENZIOS und andere geschildert, die keine wesentlichen Antriebe zur Staufergeschichte gegeben haben. MÜHLBERGER hat unverdrossen den Lebenswegen dieser Stauferfrauen nachgespürt und deren zum Teil bewegte Schicksale lebendig geschildert, sicher für manche eine Freude, auch wenn das Buch die Staufergeschichte selbst nicht wesentlich zu bereichern vermag.

Bildbände

Im Verlag Braun sind die «Stauferburgen am Oberrhein», die richtiger heißen müßten, «Burgen aus der Stauferzeit» erschienen. Der Band umfaßt in ausgezeichneten fotografischen Abbildungen Burgen in der Pfalz, in den Nordvogesen und im Elsaß. Auch die weniger bekannten wie die Engelsburg bei Thann oder die Burg Landsberg im Norden der Pfalz kommen zu ihrem Recht, selbst die Reste, die als Ruinen kaum mehr lebendige Geschichtszeugen sind oder gar kunsthistorischen Wert besitzen: Die Zerstörungen im Bauernkrieg, im Dreißigjährigen Krieg und in den Feldzügen LUDWIG XIV waren einschneidend; auch dienten manche Burgruinen als Steinbrüche. Besonders eindrucksvoll sind die Aufnahmen von Trifels oder des in Buckelquadern hochummantelten siebneckigen Bergfrieds von Gräfenstein im Pfälzer Wald, der Kapelle von Hoh-

barre bei Zabern, der Ostwand des Palas von Hoh-Andlau oder der Ulrichsburg über den Gassen und Giebeln von Rappoltsweiler.

Um die Burgen in die Geschichte der Stauferwelt einzufügen, hat ODILO ENGELS das Geschlecht der Staufer im Abriß dargestellt, FRIEDRICH WIELANDT die Münzprägungen der Staufer, ALF RAPP den Burgenbau und das Burgenleben und GUY TRENDEL die Burgenpolitik der Staufer im Elsaß. Die Cappenberg-Büste, Reichskrone und Reichsschwert in eindrucksvollen farbigen Abbildungen vervollständigen das staufische Kolorit ebenso wie zum Eingang des Buches die erste Grablege der Staufer im Kloster Lorch und ein Luftbild vom Hohenstaufen im Kranze der Albberge.

M. AKERMANN stellt das Stauferstammland vor unter dem Titel «Bauzeugen der Stauferzeit im östlichen Schwaben» mit Lichtbildern von TRAUTE UHLAND-CLAUS. Der sehr gediegen ausgestattete, zugleich handliche Band führt in das staufische Stammland, ins Ries, ins Jagst-, Rems-, Fils-, Kocher- und Brenztal. Höhepunkte sind die Stiftskirche in Ellwangen, die Rundbogenfriese und Säulenkapitelle der Galluskirche in Brenz, Kloster Lorch und Burg Katzenstein vor allem mit ihren Freskomalereien, die farbig wiedergegeben sind, sodann die Johanneskirche in Gmünd. Für manche aber wird es ein Erstaunen geben – so etwa angesichts der romanischen Säulenkapitelle in Abtsgmünd, des erst 1961 wiederhergestellten Freskos in der Friedhofskapelle in Trochtelfingen, des Chorabschlusses der Pfarrkirche St. Veit in Reistingen oder der großartigen Buckelquader des Turms der Martinskirche von Wittislingen. Auch Burg Niederhaus ist nicht vergessen, der Sitz der Herren von Hürnheim, von denen einer KONRADIN auf seinem Zug nach Italien begleitete und mit diesem am 29. Oktober 1268 in Neapel enthauptet wurde – auch ein Stauferschicksal.

CARL A. WILLEMSSEN, der unermüdliche Erforscher der Stauferzeit, seiner Denkmale und Bauten, versucht in einem schmalen Heft in 117 Abbildungen den Bestand der Bildnisse der Staufer kritisch festzuhalten. Bildwerke, Armreliquiare, Bracteaten, Wachssiegel, Goldbullen, Miniaturen in Handschriften machen die frühen Staufer, vor allem aber FRIEDRICH BARBAROSSA, HEINRICH VI und FRIEDRICH II sichtbar, von der Totenmaske der HILDEGARDIS VON EGISHEIM, der Stammutter der Staufer, über die Büste von Cappenberg, das Symbol der Stuttgarter Staufer-Ausstellung, die Miniatur HEINRICH IV in der Weissenauer Handschrift, die erste Kaiser-Goldbulle FRIEDRICH II, den Onyx von Schaffhausen mit dem stehenden Falkner, der auf FRIEDRICH II gedeutet wird, bis zu der Miniatur in der Bibliotheca

Vaticana, die die Enthauptung KONRADINS darstellt. Wenn auch mehr für den interessierten Laien geschrieben, ist der Band doch kritisch gehalten; manche Zuschreibungen werden ausdrücklich als fraglich bezeichnet, ja ein Kapitel nennt sich «Entdeckerrausch zugunsten FRIEDRICH II», worin etwa die bekannte Büste von Acerenza nicht mehr als Porträt FRIEDRICH II angesehen wird. Der Bildteil ist straff zusammengefaßt. Die Publikation ist ein gutes Hinführen zum Bild der Staufer und ein besonderes Verdienst der Gesellschaft der Freunde staufischer Geschichte in Göppingen, in deren Schriften er als Band 4 erschienen ist.

Einen liebenswürdigen Scherzartikel darf man die von RICHARD MEINEL und WERNER MEYER herausgegebenen «Stauferburgen in alten Ansichtskarten» bezeichnen. Im Vorwort wird diese Postkartensammlung aus der Jahrhundertwende ehrlicher als «Burgen der Stauferzeit – Wanderziele unserer Großeltern» vorgestellt. Das originell ausgestattete Bändchen ist ein Spiegel der Zeit vor einem dreiviertel Jahrhundert, in der man Burgruinen «romantisch» fand und sie «erwanderte». Die oft köstlich kitschigen Bilder sind von motivierenden Texten begleitet und geben vielfach sich ähnelnde Handschriften – auch Kinder ihrer Zeit – wieder; man glaubt manchmal seine eigenen Eltern in ihnen zu erkennen. Auf einer Ansichts-Postkarte vom 16. 7. 1893 ist zu lesen: *Von Metzingen aus zu Fuß über Neuhäusen, Grünenfelsen, St. Johann, Wasserfall gut im Fäßle angekommen, wo wir das Mittagessen einnahmen. Freundlich grüßt Karl. Auf einem Gruß aus Caub findet man die Verse: Viel Grüsse send ich aus rheinschen Lande / den Sammelfreunden am Neckarstrande / Otto Hannes.* Ob der Text zu den Ansichtspostkarten absichtlich in seinen Formulierungen so gefaßt ist, daß er ebenfalls 75 Jahre alt sein könnte? (*Verschwunden ist das bunte Bild der einst sehr malerischen Burg . . .*)

Führer

Ein bekannter württembergischer Industrieller erzählte im vergangenen Sommer, er komme eben von einer Stauferreise zurück. Auf die Frage, ob er in Apulien gewesen sei, antwortete er: *nein, ich habe endlich die Stauferstätten in Baden-Württemberg und im Elsaß besucht.* Der Konrad Theiss Verlag hat sich vor zwei Jahren durch einen ausgezeichneten Museumsführer von Baden-Württemberg verdient gemacht. Nun folgt ein weiterer, der sich «Baukunst der Stauferzeit» nennt und Stauferstätten in Baden-Württemberg und im Elsaß in einem handlichen flexiblen Taschenformat schildert. ERNST ADAM, der eine kunstgeschichtliche Übersicht vor-

anstellt, ist der Verfasser des Führers, der die romanische Kunst in alphabetischer Folge von der Burg ruine Albeck bei Sulz bis Zwingenberg aufführt. Der Führer kann den «Dehio» nicht ersetzen, den man nicht entbehren will, wenn man sich über Baugeschichte und kunsthistorische Details orientieren will. Aber der «Adam» ist für eine Staufferreise ein ausgezeichneter Begleiter, der seinen besonderen Wert durch die mehr als hundert Abbildungen erhält, die eindrucksvoll etwa die Galluspforte in Basel, die Aureliuskirche in Hirsau, eine Pinselzeichnung der dortigen Klosterkirche St. Peter und Paul aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, St. Fides in Schlettstadt, die Kirchen der Reichenau wiedergeben.

Auf das Staufferjahr besonders bezogen ist der Führer «Staufferstädte in Baden-Württemberg», herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Stadtgeschichtsforschung. Die Kurzdarstellungen sind einheitlich gegliedert in einen Abriß der Geschichte, die besonderen geschichtlichen Verbindungen zur Staufferzeit, die in den Städten erhaltenen Baudenkmale der Staufferzeit, sodann die im Jahr 1977 durchgeführten besonderen Veranstaltungen (Vorträge, Exkursionen, Ausstellungen), die Straßen- oder Eisenbahnverbindungen zu diesen Städten von Stuttgart aus, auch die Besuchs- und Öffnungszeiten der einschlägigen Museen.

Selbst der ADAC Württemberg wollte die Staufferwooge nicht an sich vorübergehen lassen: In einem ADAC-Stauffer-Reiseroutenführer schlägt er neun Routen vor, die bis zur Bergstraße, der Pfalz, Nürnberg und in die Schweiz führen, um seinen im Kraftwagen dahineilenden Mitgliedern zu dienen und sie zu Staufferstätten zu leiten. Im Führer selbst ist freilich über diese wenig gesagt, dafür manches andere, was am Wege dieser Routen liegt: landschaftliche Schönheiten, Winter- und andere Sportgelände, Thermalbäder, neben einer Fülle von Anzeigen von Gaststätten und Hotels – derlei ist gewiß für manche Reisende nützlich, aber von einem Staufferführer doch weit entfernt.

«Auf den Spuren der Stauffer» nennt sich das von OTTO MÜLLER herausgegebene «Sachbuch». Es gehört eigentlich ebenfalls zur Gruppe der Führer, schon durch OTTO ROMBACHS Hohenstaufenreise, die von MÜLLER alphabetisch aufgeführten Staufferorte, ergänzt durch eine Übersichtskarte, die Beschreibung der Hohenstaufengräber durch DEKKER-HAUFF, die er «Überlegungen statt einer Aufzählung» nennt, AKERMANNs «Romanische Bauzeugen im Stammland der Stauffer» – Lorch, Gmünd, Brenz, Faurndau, Murrhardt, Ellwangen, die Korbung. Eine synchronoptische Zeittafel (au-

ßerdeutsche, deutsche und Stauffergeschichte) und ein knappes Literaturverzeichnis ergänzen das kleine Buch, das durch Beiträge, die nicht zum Begriff eines Führers gehören (die staufische Reichspolitik, die Stauffer und der Minnesang), angereichert wird.

Varia

Eine Randerscheinung zum Staufferjahr ist ALFRED ROTTLERS «Hoch-Zeit des Stauffers», in der die abenteuerliche Alpenüberquerung FRIEDRICH II im Jahr 1212 dichterisch ausgeschmückt dargestellt und mit den Erlebnissen einer eigenen Alpenüberquerung mit seiner Geliebten ROMANA phantastisch verflochten wird – eine seltsame Mischung von Abenteuer-Roman, Dichtung und Kitsch. Mit Staufferliteratur hat das Bändchen kaum etwas zu tun, aber es mag zum zweiten Teil der Stuttgarter Ausstellung eine ergänzende Note geben.

Zum Abschluß muß auf ein Buch hingewiesen werden, das einen schönen Beleg dafür darstellt, daß Baden-Württemberg mit dem Staufferjahr sein 25jähriges Bestehen feiern wollte: «Republik im Staufferland Baden-Württemberg nach 25 Jahren», herausgegeben von THEODOR ESCHENBURG und ULRICH FRANK-PLANITZ. Es ist ein in jeder Hinsicht erfreuliches Buch, glücklicherweise keine Fest- oder Jubiläumsschrift, auch keine eitle Selbstbespiegelung oder idealistische Verklärung des nun erst ein Vierteljahrhundert bestehenden Bundeslandes, ebensowenig eine trockene Aufzählung von Fakten, Daten, Ereignissen, vielmehr eine bunte Palette von Verfassern und Themen, wobei nicht auf Vollständigkeit abgehoben wird, das aber den, dem das Land vertraut ist, zum kritischen Nachdenken zwingt, und dem, der es nicht als seine Heimat bezeichnen kann, eine Fülle politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und geistiger Aufschlüsse bietet. CARLO SCHMID, GOLO MANN, KLAUS MEHNERT, HANS BENDER schildern Erlebtes; THEODOR ESCHENBURG hält noch einmal die politische Geschichte des Südweststaates fest, dessen insgesamt geglückte Integration er mit Recht nicht als ein Wunder ansieht, sondern als das Ergebnis zu erklärender Leistungen, Haltungen und Umstände. RALF DAHRENDORF zieht Vergleiche mit Kalifornien und spürt dabei gesellschaftlichen Entwicklungen nach, FRANK-PLANITZ zeichnet den vielgefächerten Reichtum der ökonomischen Struktur, belegt mit exakten Zahlen, FRIEDRICH WEIGEND, besonders eindrucksvoll, das religiöse Leben unter dem Titel «Das Reich Gottes», GERHARD HESS, der Gründungsrektor der Universität Konstanz, das akademische Panorama,

GÜNTHER SCHOLZ die Theaterlandschaft, RICHARD BELLM die künstlerische Szene, THADDAUS TROLL «Was Leib und Seele zusammenhält», also Essen und Trinken. An kritischer Beleuchtung fehlt es nicht, nicht bei MANFRED ROMMELS mutigen Betrachtungen über Kultur und Politik, nicht beim Geschehen auf der Bühne im oft raschen Wechsel von Qualität zur Mittelmäßigkeit, nicht bei der Hochschulpolitik des Landes oder den kurzen demoskopischen Betrachtungen ELISABETH NOELLE-NEU-

MANNs. Die Bilder sind unmittelbare Belegstelle für die Texte, nicht schmückendes oder gar verbrämendes Beiwerk. Ob bei einer Neuauflage nicht noch das fehlende Kapitel über die Städte des Landes in ihrer bezaubernden Vielfalt, aber auch mit der bangen Frage nach der gefährdeten Unverwechselbarkeit eingefügt werden könnte – bleibt die einzige offene Frage an das inhaltsreiche Buch, das die Publikationen zum Stauferjahr sinnvoll abschließt.

Bibliografische Hinweise

WILHELM GLÄSSNER (Hg): **Waiblingen in Vergangenheit und Gegenwart**. Beiträge zur Geschichte der Stadt, Bd. 5. Heimatverein Waiblingen 1977. 208 Seiten, 16 Bildtafeln. Broschiert

Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd (Hg): **Die Staufer und Schwäbisch Gmünd**. Broschiert DM 19,80

Gesellschaft der Freunde staufischer Geschichte (Hg): **Selbstbewußtsein und Politik der Staufer**. (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst Bd. 3) Stadtarchiv Göppingen 1977. 72 Seiten. Broschiert DM 10,-

THOMAS BRUNE: **Staufertraditionalismus im Spiegel einer Göppinger Zeitung seit 1863**. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen Band 14) Göppingen 1977. Broschiert DM 10,-

Geschichts- und Altertumsverein Göppingen (Hg): **Hohenstaufen**. (Staufer-Forschungen im Stauferkreis, 10. Folge.) Göppingen 1977. 184 Seiten DM 19,80

HANS-MARTIN MAURER: **Der Hohenstaufen**. Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 224 Seiten mit 24 Tafeln. Leinen DM 32,-

HELMUT HILLER: **Friedrich Barbarossa und seine Zeit**. Paul List Verlag München 1977. 448 Seiten, 16 Seiten Bilder. Leinen DM 32,-

KLAUS J. HEINISCH (Hg): **Kaiser Friedrich II**. Sein Leben in zeitgenössischen Berichten. (DTV-Dokumente) Deutscher Taschenbuch-Verlag 1977. 375 Seiten. Broschiert DM 9,80

JOSEF MÜHLBERGER: **Lebensweg und Schicksale der staufischen Frauen**. Bechtle Verlag Esslingen 1977. 212 Seiten. Leinen DM 19,80

ODILO ENGELS, GUY TRENDEL, ALF RAPP: **Stauferburgen am Oberrhein**. Verlag G. Braun Karlsruhe 1977. 152 Seiten, 8 Farbtafeln und 102 Bildseiten, 2 Karten. Leinen DM 48,-

MANFRED AKERMANN, TRAUTE UHLAND-CLAUSS: **Bauzeugen der Stauferzeit im östlichen Schwaben**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 100 Seiten, davon 52 teils farbige Tafeln. Leinen DM 28,-

C. A. WILLEMSSEN: **Die Bildnisse der Staufer**. Versuch einer Bestandsaufnahme (Schriften der Gesellschaft der Freunde staufischer Geschichte Band 4). Göppingen 1977. 84 Seiten, 117 Abbildungen. DM 17,50

RICHARD MEINEL, WERNER MEYER: **Stauferburgen in alten Ansichtskarten**. Verlag Weidlich Frankfurt 1977. 112 Seiten, 52 farbige Abbildungen. Gebunden DM 24,80

ERNST ADAM: **Baukunst der Stauferzeit in Baden-Württemberg und im Elsaß**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen. 248 Seiten mit 118 Abbildungen. Flexibler Plastikeinband DM 19,80

Arbeitsgemeinschaft für Stadtgeschichtsforschung, Stadtsoziologie und städtische Denkmalpflege (Hg): **Stauferstädte in Baden-Württemberg**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 176 Seiten. Broschiert DM 1,50

Großer **ADAC-Staufer-Reiseroutenführer**. ADAC Württemberg Stuttgart 1977. Schutzgebühr DM 1,-

OTTO MÜLLER (Hg): **Auf den Spuren der Staufer**. 164 Seiten, 25 Abbildungen. Verlag Bleicher Gerlingen 1977. DM 14,80

ALFRED RÖTLER: **Hoch-Zeit des Staufers**. Die abenteuerliche Alpenüberquerung von Friedrich II im Jahre 1212. Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn 1977. 136 Seiten, illustriert. Leinen DM 16,-

THEODOR ESCHENBURG, ULRICH FRANK-PLANITZ: **Republik im Stauferland**. Baden-Württemberg nach 25 Jahren. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 236 Seiten, 81 Abbildungen. Leinen DM 39,80

Buchbesprechungen

CARLHEINZ GRÄTER: **Der Neckar.** (Mit Fotos von JOACHIM FEIST, ALBRECHT BRUGGER u. a.) Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 227 Seiten, 119 zum Teil farbige Kunstdrucktafeln. Leinen DM 59,-

Hier wird der Versuch unternommen, ein differenziertes, detailgenaues Porträt der vielseitigen und vielfältigen Neckarlandschaft zu geben. Die Auswahl der Bilder – zum größeren Teil von nur zwei Fotografen – gibt dem Band einen durchgehend einheitlichen Charakter; ältere Darstellungen machen erkennbar, woraus das Gegenwärtige entstanden ist. Erstes Durchblättern läßt den Eindruck entstehen, hier sei wieder einmal einer der typischen «schönen» Bildbände zusammengestellt worden. Aber der Text von CARLHEINZ GRÄTER relativiert Himmelsbläue und romantische Uferpassagen: da werden die Probleme beim Namen genannt, die im gesamten Flußgebiet des Neckars gestellt sind, der ja nicht nur die Fassaden winklicher Altstädte spiegelt, sondern (zusammen mit seinen Nebenflüssen) Lebensader großer und wichtiger Industrielandschaften ist – und Vorfluter für die dort anfallenden Abwässer. Eingängig und lesbar wird das Gesamte der vom Neckar bestimmten Landschaft beschrieben; ich habe lange keine Landschaftsmonografie gelesen, die ihren Gegenstand so ernst nimmt – und die ihm so gerecht wird. Das Sach- und Personenregister verweist sowohl auf den Text als auch auf die Bilder und schafft so einen erfreulichen Zusammenhang zwischen beiden Elementen dieses Buches.

Willy Leygraf

Baden-Württemberg. Ein Modell deutscher Möglichkeiten. Global-Verlag Möglingen 1977. 608 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 54,-

Das Geleitwort des Ministerpräsidenten wünscht dem Werk in sieben Sprachen *eine weite Verbreitung*, ein großer Teil des Inhalts ist auch in englischer und französischer Sprache wiedergegeben. Den Hauptteil dieser «Dokumentation» machen jeweils gleich gegliederte und damit vergleichbare Beschreibungen der Stadtkreise, Großen Kreisstädte und Landkreise aus, die durch zahlreiche Abbildungen ergänzt werden. Auffallend groß ist die Zahl der Porträts von Politikern und vor allem von Bürgermeistern. Leider werden Texte zu häufig auseinandergerissen, Anzeigen oft nicht deutlich genug vom redaktionellen Text getrennt, so daß gelegentlich die Übersicht erschwert wird.

Hans L. Foss

OSKAR HAAF: **Im Schwabenland.** Entdeckungsreisen zwischen Schwarzwald und Tauber, zwischen Bodensee und Ries. Econ Verlag Düsseldorf – Wien 1977. 2 Bände, zus. 736 Seiten, 101 Abbildungen, 12 Karten. Leinen DM 88,- (Subskriptionspreis bis 30. 6. 1978: DM 68,-)

Wenn nicht der große Anspruch wäre, der sich in Umfang und Preis, im Text von Waschzettel und Vorwort zu er-

kennen gibt, man würde schweigend hinwegsehen über diese Mischung aus Angelesenem und Aufgelesenem, aus Belanglosigkeit und Redseligkeit und damit auch über falsch geschriebene Namen, über stilistische, grammatische oder Rechtschreib-Schnitzer. Aber das darf man wegen dieses Anspruchs eben nicht. Und deshalb muß man davor warnen, dieses Buch unbesehen zu kaufen oder unkritisch zu benützen. In einem «Wort vorab» zitiert der Autor EGON FRIEDEL *Es würden viel, viel mehr gute Bücher geschrieben, wenn viel mehr abgeschrieben würde.* Das hat er zu wörtlich – oder nicht richtig verstanden. Denn sicher war gemeint, man solle Richtiges richtig abschreiben. Und zwar nach kritischer Prüfung der Quellen. Unser Autor aber schreibt wahl- und bedenkenlos ab. Und – das Literaturverzeichnis weist es aus – nicht immer aus den besten Quellen. Um den Informationswert und die Zuverlässigkeit zu charakterisieren, soll hier statt jeder weiteren kritischen Würdigung nur eine – leicht beliebig zu erweiternde – Auswahl von Zitaten folgen, die dem Kundigen zeigen kann, woran er mit diesem Werk ist. *1457, als sich der erste württembergische Landtag in Weil der Stadt konsolidierte* (S. 13 – in der freien Reichsstadt?) –. Zu Alpirsbach, einem der eindrucksvollsten romanischen Räume in diesem Land: «Im Innern ist aus der romanischen Zeit nicht viel übriggeblieben . . .» (S. 53). «In und um Rottenburg a. N. siedelten als erstes mal wieder die Römer . . .» Und ebenfalls zu Rottenburg: «Das ehemalige Gesicht eines Fürstensitzes hat sich die Stadt . . . bewahrt.» (S. 101). Das Hölderlin-Archiv (längst in Stuttgart) wird immer noch in Bebenhausen lokalisiert (S. 104). Nürtingen scheint am Wege von Metzingen nach Tübingen zu liegen (S. 122). – Von Balingen fährt der Autor übrigens *über die B 27 nach Frommern* (Band 2, S. 113). – Und gar die Einfahrt nach Stuttgart über die B 27: *Bleiben Sie auf der B 27, die ab Leinfelden-Möhringen U 15 heißt. Sie erreichen dann die Neue Weinsteige, eine herrliche Panoramastraße. Es gibt dort Aussichtsplatten. Halten Sie und genießen Sie die einmalig schöne Aussicht auf das unter Ihnen sich bis über die jenseitigen Hügel ausdehnende Stuttgart!* (S. 125 – ja, dann halten Sie mal als Abwärtsfahrender auf der Neuen Weinsteige!). Wilhelm Hauff soll neben den bekannten Titeln auch «Das Stuttgarter Hutzelmännlein» geschrieben haben (S. 132). – Im zweiten Band geht es im gleichen Stil weiter: In Sigmaringen ergeht die Aufforderung *Machen wir noch einen Sprung in die evangelische Stadtkirche. Bemerkenswert ist die stark versilberte Türe zur Nische des heiligen Kapuzinerpaters Fidelis . . .* (S. 24/25 – Aber nicht doch: der gegenreformatorische Heilige in der evangelischen Kirche?) – Und von Sebastian Sailer heißt es, sei *als einziges Werk die «Schwäbische Schöpfungsgeschichte» erhalten geblieben* (S. 87). – Diese Auswahl mag genügen. Kenner des Landes dürften gewarnt sein. Und wer von denen, die's mit Hilfe dieses unzulänglichen Wegweisers werden wollen, wer von denen merkt's schon, wem er sich da ausliefert?!
Willy Leygraf

CHRISTOPH BORCHERDT u. a.: **Versorgungsorte und Versorgungsbereiche.** Zentralitätsforschung in Nordwürttemberg. (Stuttgarter Geographische Studien, Band 92) Geographisches Institut der Universität Stuttgart 1977. 300 Seiten, 12 Karten.

Ziel der Untersuchung war es, für ein größeres Gebiet die unterschiedliche Häufigkeit der Versorgungsbeziehungen und ihre Motivation zu erforschen. Dabei wurde auf die Ermittlung der Gesamtheit aller Zentralitäten verzichtet, die Arbeitsplatzzentralität, die Pendelwanderung und der wirtschaftliche Güterverkehr wurden in die komplexen Versorgungsbeziehungen nicht miteinbezogen, weil die Tendenzen zur Bildung von Zentren im Bereich der Wirtschaft andere seien als z. B. bei der Einrichtung der sozialen Infrastruktur. Die Ansicht der Autoren, durch eine Summierung von Zentralitäten würde die Sicht auf das Wesentliche verdeckt, ist problematisch, denn es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß zwischen Industrie und Versorgungsort wechselseitige Beziehungen bestehen. Es wäre sicherlich interessant gewesen, wenn in den Auswertungen solche Vorgänge quantifiziert worden wären. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: den methodisch-theoretischen und den regionalen Teil. Der erste Teil führt den Leser sehr geschickt und klar verständlich in die Terminologie der Zentralitätsforschung ein, ordnet den auf dem Gebiet der Raumordnung vorhandenen Begriffswirrwarr und erfaßt alle verwendeten Fachbegriffe, die beschrieben und nach Möglichkeit definiert werden. Für die Untersuchung wurden 12 Gemeinden im ländlichen Bereich zwischen Crailsheim und Aalen sowie 19 Gemeinden im Raum zwischen Stuttgart und Heilbronn ausgewählt. Dem empirischen Teil liegen moderne Methoden der Statistik zugrunde: Fragebogenaktionen erbrachten das Grundlagenmaterial für die erstellten Computerprogramme. Wie die Erfahrung der ersten Umfrage zeigte, beeinflussen soziale Merkmale wie Einkommen und Bildung die Motivation für Versorgungsbeziehungen. Durch die Auswahl der Haushalte entsprechend der Verteilung aller Sozialgruppen in einem Ort wurden alle Haushalte anteilmäßig einbezogen.

Die Auswertung der Daten erbrachte außerordentlich aufschlußreiche Aussagen über Verhaltensweisen der Bevölkerung in den untersuchten Gebieten, sozialgruppenspezifische Motivationen und Material zur Frage der Attraktivität und Rentabilität der Versorgungsorte. So erfährt man, daß die wichtigen Einflußfaktoren für die Versorgungsbeziehungen zwischen 1930 und 1970 einem Wertewandel unterworfen waren: Die Bedeutung der Attraktivität wuchs auf Kosten der Rentabilität.

Ferner werden eine Reihe wichtiger und aktueller Fragen behandelt, wie z. B. welchen Anteil die Verkehrslage eines Ortes an seiner Zentralität hat und welchen Einfluß Entfernungen auf Verkehrsmittel und die Besuchshäufigkeit der Zentren haben. Ebenso interessant erscheinen die Zahlen über die Ausstattung der Versorgungsorte mit Einzelhandelsgeschäften. So hat z. B. Esslingen mit einer Bereichsbevölkerung (Zentrum und Umland) von 160 000 ca. 140 Spezialgeschäfte aufzuweisen, Göppingen mit annähernd gleich hoher Bereichsbevölkerung dagegen 170.

Insgesamt gesehen bietet diese Untersuchung Ergebnisse, die nicht nur für Wissenschaftler, sondern auch für Planungsstellen im regionalen und kommunalen Bereich sowie für Handel und Gewerbe interessant sind.

Gert Kollmer

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Kreis Ludwigsburg.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977, 456 Seiten mit 192 teils farbigen Kunstdrucktafeln, Kartenskizzen und Schaubildern. DM 39,-

Der frühere Kreis Ludwigsburg war in der Gebietsreform von 1938 im wesentlichen aus den vorherigen Oberämtern Besigheim, Marbach und Ludwigsburg entstanden. Er hatte damals 135 000 Einwohner. Als er 1960 zum ersten Mal in dieser Reihe dargestellt wurde, hatte der Kreis 230 000 Einwohner in 49 Kreisorten. Nach der Gebietsreform von 1973 zeigt sich nun der Landkreis Ludwigsburg vergrößert um Teile der früheren Kreise Backnang, Heilbronn, Leonberg und Vaihingen/Enz: er hat 423 000 Einwohner und ist damit einer der größten Landkreise der Bundesrepublik. 617 Einwohner pro Quadratkilometer machen ihn zu dem am dichtesten besiedelten des Landes. Zu ihm gehören 39 Gemeinden, darunter 5 Große Kreisstädte. Diese erste Beschreibung des neuen, vergrößerten Kreises will alles Wissenswerte aus allen Bereichen umfassend und anschaulich zusammenfassen. Die Gliederung entspricht der bereits bewährten Form dieser Reihe. Geschichte (von der Vor- und Frühgeschichte an), Wirtschaft, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, Weinbau und Forsten werden ausführlich und gut lesbar behandelt. Alle einzelnen Gemeinden werden gesondert in einer knappen Beschreibung dargestellt. Dabei ist es erfreulich, daß die alten Ortsnamen in der Beschreibung und im Inhaltsverzeichnis erscheinen. Typisch für den Landkreis Ludwigsburg ist die frühe Besiedelung und die seit langem intensive landwirtschaftliche Nutzung; noch heute wird in 30 von 39 Orten Weinbau getrieben. Auf der anderen Seite ist Ludwigsburg der waldärmste Kreis des Landes. Im letzten Jahrhundert entwickelte er sich zu einem der industriereichsten Bezirke des Landes mit einem hohen Exportanteil.

Maria Heitland

LANDESARCHIVDIREKTION BADEN-WÜRTTEMBERG in Verbindung mit der Stadt Ulm (Hgg): **Der Stadtkreis Ulm.** Amtliche Kreisbeschreibung. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1977. 935 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Tabellen und Karten. Leinen.

Gewichtiger noch als der erste Band über Ulm präsentiert sich der zweite in der Reihe der Amtlichen Kreisbeschreibungen: 1972 hatte die Staatliche Archivverwaltung zunächst ein Werk vorgelegt, in dem der Ulmer Stadtkreis und der Landkreis zusammen behandelt wurden, ihm folgte im vergangenen Jahr ein Band, der sich auf den Stadtkreis Ulm beschränkt. Dies ist – wie Oberstaatsarchivdirektor PROF. HASELIER in einem Vorwort bemerkt – die notwendige Folge der Kreisreform von 1973, nach der es nicht mehr möglich sei, unter dem Obertitel Ulm den Stadtkreis und das ihn umgebende Landkreisgebiet zu be-

schreiben. Bis zum Erscheinen der selbständigen Publikation über den Alb-Donau-Kreis kann man sich dennoch mit den beiden nun vorliegenden Bänden behelfen, zumal ihr Inhalt in einem Register der neuen Stadtkreisbeschreibung vereint und übersichtlich aufgeschlüsselt ist. Soviel vorweg zur Benutzbarkeit des prall mit Information über Bevölkerung, Wirtschaft, öffentliches und kulturelles Leben, Geographie und Stadtbild Ulms angefüllten Bandes. Die 41 Mitarbeiter haben dafür gesorgt, daß diese Stadtkreisbeschreibung *als Grundlagenwerk für Jahrzehnte Bestand haben kann*, wie HANS LORENZER, der Ulmer Oberbürgermeister, in seinem Geleitwort als Hoffnung voranstellt. Und in der Tat: Kommunalpolitiker, Historiker und auch Heimatfreunde tun gut daran, bei künftiger Beschäftigung mit Ulm zu der neuen Kreisbeschreibung zu greifen; sie ist sowohl was Detailfreude als auch was Übersichtlichkeit, was bibliographischen Eifer in den Anmerkungen wie Lesbarkeit der einzelnen Kapitel anbelangt, wohl vorbildlich zu nennen. Allerdings: ein Buch zum Schmökern ist es nur für diejenigen, die sich von dem wahrhaft respektheischenden Umfang nicht abschrecken lassen.

Eberhard Rothermel

PETER EITEL: **Ravensburg und das Schussental** in Ansichten und Schilderungen aus fünf Jahrhunderten. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1977. 136 Seiten, 75 teils farbige Bildtafeln. Leinen DM 34,-

Dieser neue Band der Reihe «Alte Ansichten und Schilderungen» bietet Darstellungen aus dem Zeitraum zwischen 1524 und 1919. Sie zeigen die landschaftliche Schönheit und die reiche historische Überlieferung im Schussental, das mittelalterliche Ravensburg, die barocke Pracht der oberschwäbischen Klöster Weingarten und Weißenau und die Menschen dieser Landschaft. Ein großer Teil der Bildtafeln wird in diesem Band zum ersten Mal veröffentlicht. In den erfreulicherweise ausführlich zitierten Texten aus der Zeit von etwa 1500 bis 1945 werden Ravensburg und das mittlere Schussental aus jeweils zeitgenössischer Sicht geschildert. Unter den Autoren begegnet man LADISLAUS SUNTHEIM, JOHANN ULRICH PREGITZER, HERZOG CARL EUGEN, JOHANN BAPTIST PFLUG, CARL MARIA VON WEBER, LUDWIG UHLAND und vielen anderen. Der Schwerpunkt der Schilderungen liegt beim 18. und 19. Jahrhundert.

Mit seinen Bildern und Texten vermittelt der Band ein Stück Landschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte eines Raumes, der früher – abseits der großen Reiserouten liegend – weniger häufig besucht wurde. Erst etwa seit dem Bau der barocken Klosterkirche Weingarten findet das Schussental größere Aufmerksamkeit der Reisenden und wird in Berichten, Gedichten, Briefen und bildlichen Darstellungen beschrieben.

Maria Heitland

STEFAN OTT: **Oberdischingen**. Heimatbuch einer Gemeinde an der oberen Donau. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1977. 192 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 27,-

Der Untertitel wird Oberdischingen nicht gerecht, denn dieser Ort ist mehr als eine beliebige *Gemeinde an der oberen Donau*; er ist vielmehr eine Gemeinde, wie es keine zweite gibt. Wie wenig dies bekannt ist, zeigt die Tatsache, daß erst in unseren Tagen der Ort eine monographische Behandlung erfährt. Das ist erstaunlich, weil doch schon die Gestalt des wohl bekanntesten Einwohners, des Grafen FRANZ LUDWIG SCHENK VON CASTELL mit dem Beinamen Malefizschenk, den Inhalt eines fesselnden Romans geben könnte! Von ihm weiß man natürlich auch sonst im Lande, nicht aber von dem Ort seines Wirkens, von Oberdischingen.

Daß sich STEFAN OTT der Aufgabe unterzogen hat, seine Heimatgemeinde zu beschreiben, muß als besonderes Glück angesehen werden. Aufgrund der Voraussetzungen, die er als Kind des Dorfes Oberdischingen, als Wissenschaftler mit großem Sachverständnis für die Heimatkunde und als erfahrener Lehrer mitbringt, hat er mit dem Heimatbuch ein gutes Werk zuwege gebracht. Ohne Bedenken kann man sagen, daß er sein Ziel, ein *Lesebuch zu schaffen, zu dem man immer wieder greift, ein Buch, das alt und jung wieder und wieder gern zur Hand nehmen sollten*, erreicht hat.

In klarer und jedermann verständlicher Sprache ist das Buch geschrieben. Es führt in folgerichtigem Aufbau von der Natur zur Kultur, dabei von der Entstehung des Orts über den gesellschaftlichen Aufbau der Einwohnerschaft in früherer Zeit, die kirchlichen und herrschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters bis zu den Schicksalen des 30jährigen Kriegs und bis zum Erwerb der Herrschaft durch die SCHENKEN VON CASTELL und zu deren wichtigstem Vertreter, dem schon genannten Malefizschenk, der als Bauherr dem Dorf sein eigenartiges Doppelgesicht gegeben und durch seine Bekämpfung des Gaunerwesens dessen Namen weit über das normale Maß hinaus bekannt gemacht hat. Auch die neueste Entwicklung des Dorfes, die Veränderung der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Verhältnisse, die andersartige soziale Struktur der Bevölkerung nach dem Krieg, der Übergang vom Bauernort besonderer Prägung zur Arbeiterwohngemeinde – alles ist dargestellt und mit knappen, aber sehr erhellenden statistischen Angaben (z. B. Einwanderer nach dem 30jährigen Krieg, Heimatvertriebene nach 1945) belegt. Kapitel über das kirchlich-religiöse Leben in Oberdischingen, über die Schule und über die Vereine leiten am Ende zu wertvollen Ausführungen über *berühmte Oberdischinger*, darunter J. K. BRECHENMACHER.

Daß der Verfasser in seiner fesselnd geschriebenen, auch dem einfachen Mann lesbaren Darstellung streng bei den Gegebenheiten seines Orts bleibt und sich, auch wenn für diesen die Quellen zeitweise nicht reichlich genug fließen, nicht in Gemeinplätze der Geschichtsschreibung flüchtet, sei hervorgehoben. Ebenso, daß es ihm ein Anliegen ist, seine Leser zum denkenden Mitleben zu erziehen: da gibt es wohl keinen Begriff aus der Geschichtsforschung, der nicht kurz und treffend erklärt, keinen Münzwert aus früherer Zeit, der nicht durch einen Sachwert verdeutlicht, keinen Flurnamen, der nicht als Quelle für geschichtliche oder naturgeschichtliche Erkenntnisse ausgewertet wäre,

und das alles nicht in aufdringlicher Form, sondern ganz nebenbei in den Gang der Darstellung eingestreut, wie übrigens auch manche Hinweise auf Sitte und Brauch und auf das volkstümliche Glaubensleben. Anzuerkennen ist, daß das Buch nicht bloß eine Liste der zutreffend erklärten Flurnamen enthält, sondern auch eine solche der Oberdisinger Familiennamen und eine kleine Zusammenstellung alter mundartlicher Ausdrücke, dazu auf den verschiedenen zeitlichen Stufen auch Angaben über Zehnten, Zinsen und Steuern und jeweils namentliche Verzeichnisse der Bauern, der Seldner und der Häusler, der Handwerker und Gewerbetreibenden mit ihrem Besitz. Nicht weniger wertvoll ist das breit gezeichnete Bild des Malefizschenken nach seiner Persönlichkeit und seiner Tätigkeit. Und selbstverständlich gilt das auch für die reiche Ausstattung mit gut ausgewählten Bildern, für den schönen Druck und die saubere Aufmachung des Buches. Sollte es eine zweite Auflage erleben, dann wäre vielleicht zu überlegen, ob es durch die Beigabe einer kleinen Markungs- und Umgebungskarte nicht noch gewinnen könnte – mehr für die Nichteinheimischen natürlich, die hoffentlich auch nach dem Buch greifen.

Helmut Dölker

UWE DIETRICH ADAM: **Hochschule und Nationalsozialismus.** Die Universität Tübingen im Dritten Reich. Mit einem Anhang von WILFRIED SETZLER: Die Tübinger Studentenfrequenz im Dritten Reich (Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen Bd. 23). J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1977. 240 Seiten. Leinen DM 37,40

Bislang liegt weder von einer anderen Universität ein derartiger Versuch vor, noch gibt es überhaupt eine zusammenhängende Darstellung der nationalsozialistischen Wissenschafts- und Erziehungspolitik. Die Absicht des Verfassers, nicht eine isolierte Geschichte der Tübinger Hochschule in der NS-Zeit zu schreiben, sondern *im Rahmen der nationalsozialistischen Herrschaftswirklichkeit und der Wissenschafts- und Hochschulpolitik des Dritten Reichs eine Universität sowohl exemplarisch als auch in ihren Eigenheiten und Abweichungen zu untersuchen*, mußte wohl weithin Vorsatz bleiben – eine Konsequenz der Forschungslage. Vorbereitet durch die allgemeine Krisensituation in der Endphase der Weimarer Republik und erleichtert durch die fast ausnahmslos nationale Grundeinstellung der *Universität als Gesamtheit* erfolgte die Machtübernahme der Nationalsozialisten an der Universität Tübingen *schnell und beinahe geräuschlos*. Trotz dieser auffallenden *Reibungslosigkeit* und des Zusammenhangs von *Selbstgleichschaltung* und überwiegend nationalkonservativer Grundeinstellung der Professoren blieben jedoch viele von diesen *auch bis zum Ende des Dritten Reiches überwiegend anderen Idealen verhaftet, als sie der Nationalsozialismus unentwegt propagierte und mit der geballten Macht seines Kontrollapparates durchzusetzen versuchte*.

1936 war die Hochschule durch Maßnahmen nationalsozialistischer Hochschulreformen zur *Führeruniversität* umgewandelt, bis zum Kriegsbeginn bot sie dann das *äußere Bild einer weithin formierten, den nationalsozialistischen Vor-*

stellungen angepaßten Universität. Doch gerade die Schwerpunkte, die der Autor innerhalb seiner chronologischen Darstellung auf die Berufungspolitik und die Frage nach der Vereinnahmung der Wissenschaft durch die nationalsozialistische Ideologie legt, vermögen hinter der Fassade einer angepaßten und ihrer Autonomie beraubten Hochschule das Bild einer überraschend resistenten, *auf die Erhaltung bzw. Bewahrung eines universitären Freiraums* bedachten Universität aufzudecken. Freilich: *Wenn von einer zögernden Renitenz gegenüber Maßnahmen des Herrschaftssystems die Rede sein kann, betraf sie entweder Fragen des persönlichen Status oder galt der Verteidigung einer liebgewordenen Organisationsstruktur, die gleichzeitig auch eine Machtstruktur war.*

Daß die Studenten dem Druck der totalen Indoktrination mit nationalsozialistischen Parolen auch durch eine zunehmende Abkehr von den ideologieanfälligen Fächern auszuweichen suchten, vermag vor allem der «Kurzüberblick zur zahlenmäßigen Entwicklung des Universitätsbesuchs und deren Ursachen» von WILFRIED SETZLER (im Anhang) zu belegen. Aufgefächert nach der Studentenfrequenz der einzelnen Fakultäten und differenziert nach der Relation von weiblichen zu männlichen Studierenden bieten die sechs exakten und prägnanten Grafiken eine Fülle von Information. Sie machen nicht nur die notorische Bildungsfeindlichkeit des Dritten Reichs – im allgemeinen und besonders Frauen gegenüber – deutlich, sondern belegen darüber hinaus die durch hochschulpolitische Maßnahmen erzwungenen Reaktionen auf die politischen Ereignisse der zwölf Jahre nationalsozialistischer Hochschulpolitik. So wird der Anhang zu einer wertvollen Ergänzung der Gesamtdarstellung.

Benigna Schönhagen

RICHARD ZANKER: **Geliebtes altes Stuttgart.** Erinnerungen und Begegnungen. 141 Seiten, mit 33 Farb- und 17 Schwarzweißtafeln. Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart, 4. Auflage 1977. Leinen DM 34,-

In der Vielzahl der in letzter Zeit erschienenen Stuttgart-Bücher fällt dieser nun in der 4. Auflage vorliegende Band durch seine sehr repräsentative Aufmachung auf. Er ist allen Freunden und Besuchern der schwäbischen Metropole und den Stuttgartern und Schwaben in aller Welt zugehört. Das Buch zeigt eine Welt, die nur noch den Älteren bekannt ist. Aber es bietet mehr als nur Erinnerung und etwas Nostalgie: *Ein solches Buch kommt allen gelegen, die darüber nachdenken und dafür Verantwortung tragen, bürgerschaftliches Bewußtsein auch und gerade in einer großen Stadt zu festigen. Das aber bedarf einer lebendigen Tradition, einer Vorstellung von dem, was und wie es zu Großvaters Zeiten gewesen ist, damit das Gefühl für das Besondere und unverwechselbar Stuttgarterische wie eine Kompaßnadel den Wege zeige, auf dem wir unsere Stadt weiterentwickeln können, ohne gegen ihre Geschichte und ihren Geist zu verstößen* (Oberbürgermeister MANFRED ROMMEL).

RICHARD ZANKER streift in seinen «Erinnerungen und Begegnungen» kurz den Ursprung der Stadt und erzählt dann anschaulich und gelegentlich fast anekdotisch von dem Leben in der damals noch überschaubaren Welt der

Residenzstadt Stuttgart vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts.

Vergangenes und Verlorenes wird mit vielen Bildern beschworen: Da ist «Stuttgart im Jahr 1867», eine biedermeierliche Szene auf dem Schloßplatz oder eine Bohnenviertel-Idylle, ein Bild des «König von England» – alles vergangen und für die meisten kaum noch vorstellbar. Anderes ist erhalten oder wieder aufgebaut: Das Neue Schloß, der Königsbau, der Musikpavillon, ein Stück des alten Stuttgarter Bahnhofes, Theater und Anlagen.

RICHARD ZANKER gibt Anlaß und Gelegenheit, sich zu vergewissern, wo und wie etwas vom alten Stuttgart erhalten geblieben ist. Die Regentenliste unterstreicht den Status der ehemaligen Residenz. Hilfreich wären gelegentlich biografische Angaben, die wenigstens die wichtigeren behandelten Personen in den Zusammenhang ihrer Zeit stellen könnten.

Maria Heitland

JAKOB BRÄCKLE: **Acht Bilder** (II). Aus der Reihe «Biberacher Galerie». Biberacher Verlagsdruckerei Biberach 1977. Die Mappe ist zum 80. Geburtstag des Künstlers erschienen. Nach der Mappe Nr. 1 von 1975 mit Reproduktionen von acht Bildern aus der Periode von 1923 bis 1944 enthält sie nun Drucke, deren Vorlagen zwischen 1956 und 1977 entstanden sind. Wenn schon solch großformatige Reproduktionen, warum dann eigentlich keinen BRÄCKLE-Kalender? Diese Art der Präsentation hätte sich auch schon deshalb empfohlen, weil das Thema der hier vorliegenden Arbeiten die oberschwäbische Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten ist, wobei allerdings die Winterbilder überwiegen. Die Bilder von JAKOB BRÄCKLE sind Darstellung der Landschaft, der Landschaftsstruktur in größtmöglicher Abstraktion; «die Überfülle der Realität tritt hinter den Ausdruck des Wesentlichen zurück» (FRANZ RUDOLF SIEBENMORGEN). Aber gerade dadurch wird dieses Wesentliche der oberschwäbischen Landschaft erst erkennbar. Auch wenn mancher an der Reproduktion das Besondere des Originals vermissen mag – diese Mappe wird neue BRÄCKLE-Freunde gewinnen.

Eberhard Rothermel

JOSEF BADER: **Trachten und Bräuche in Baden**. Verlag Rombach Freiburg 1977. 105 Seiten, 12 mehrfarbige, 10 einfarbige Abbildungen. Leinen DM 29,80

Der sehr gut ausgestattete Band folgt in Text und Abbildungen dem mit Stahlstichen illustrierten wertvollen Buch von JOSEF BADER «Badische Volkssitten und Trachten», das 1843/44 im Kunstverlag Karlsruhe erschien. Er enthält in einem ersten Teil in Geist und Stil der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts geschriebene, auf genauer Beobachtung beruhende ausgezeichnete Beschreibungen der «Bewohnerschaften» von elf verschiedenen Teilen des Großherzogtums Baden. Mit den kolorierten Stahlstichen des Originals versehen, bieten sie Darstellungen der Landschaft sowohl wie der Menschen und ihrer Art, im besonderen ihrer überlieferten Kleidung, der Volkstracht. Zehn Skizzen mit knappen Darstellungen in Wort und Bild (Schwarzweiß-Stahlstiche) einzelner Volksbräuche

und ausgewählter Haustypen aus dem Schwarzwald bietet ein zweiter Teil.

Die Neuausgabe eines für den Laien wie für den Wissenschaftler gleichermaßen anziehenden, höchst reizvollen Quellenwerks verdient den größten Dank. In unserer Zeit der neuen Rückwendung des Blicks auf das volkstümliche Leben des letzten Jahrhunderts wird das schöne Buch hoffentlich die seinem Wert entsprechende Aufnahme finden.

Helmut Dölker

ARBEITSKREIS FÜR SCHWÄBISCHE VOLKSMUSIK (Hg.): **Singet Leut!** Neues schwäbisches Liederbuch. Allgäuer Zeitungsverlag Kempten 1977, 288 Seiten, 145 Illustrationen. Pappband DM 19,50

Der Band vereinigt Lieder aus allen Landschaften Schwabens und aus den angrenzenden alemannisch-schwäbischen Stammesgebieten. In den Texten zeigt sich die Vielfalt der schwäbischen und alemannischen Mundarten: Die Sprachform der jeweiligen Landschaft wird möglichst getreu wiedergegeben, der Herkunftsort ist jeweils angezeigt. Ein Teil der Lieder stammt aus dem Siedlungsgebiet der Sathmarer Schwaben; sie haben im 18. Jahrhundert ihren Volksliederschatz als Auswanderer aus der Gegend zwischen Donau, Iller und Bodensee mitgenommen und dann ihr schwäbisches Liedgut bewahrt und schließlich wieder mitgebracht. Zur Sicherung der Melodien und Texte wurden viele Liederbücher, Sammlungen und Quellen benutzt, die in einem Quellenverzeichnis angegeben sind. Ein weiteres Verzeichnis nennt die Mitarbeiter, Autoren und Gewährspersonen. Zwei Übersichtstafeln über die alemannischen Mundarten und über die deutschen Sprachinseln in Südosteuropa erleichtern das Auffinden der Herkunftsorte für Lieder und Texte. Neben den als Volksgut überlieferten Texten und Melodien fanden auch Neuschöpfungen und Neubearbeitungen Eingang in diese Sammlung, die vor allem der Pflege und Erhaltung des Mundartliedes dienen soll.

Maria Heitland

HANS BRÜSTLE (Hg.): **Das wilde Heer. Die Sagen Baden-Württembergs**. Verlag Rombach Freiburg 1977. 382 Seiten. Leinen DM 29,80

HANS BRÜSTLE hat das Manuskript bei seinem Tod 1976 hinterlassen. – Sagen aus dem deutschen Südwesten finden wieder Anklang bei uns. Verschiedene Sammlungen sind in den letzten Jahren veröffentlicht bzw. neu gedruckt worden. Nur zu einem geringen Teil können sie bisher ungedrucktes Material beibringen; zumeist müssen sie aus den Arbeiten früherer Sammler (BIERLINGER, ERNST MEIER, BAADER, KAPFF, KÜNZIG) schöpfen und sich mit sprachlicher Neufassung bzw. mit eigener Anordnung begnügen. Für den Leser aus dem Landesteil Württemberg ist die vorliegende Sammlung deshalb von Nutzen, weil sie mehr Stoffe aus dem badischen Landesteil bringt, die ihm nicht leicht zugänglich waren und deshalb weniger bekannt sind. Im großen und ganzen sind hier die Sagen in mythische (*mystische* in der Einführung S. 10 dürfte Druckfehler sein) und geschichtliche gegliedert; am

Schluß steht ein Kapitel mit Tier- und Pflanzensagen. Erläuterungen zu den einzelnen Kapiteln, ein Quellenverzeichnis (ohne Angabe der Verlagsorte; Fehler in Verfasser- bzw. Herausgebernamen: Rudolf Kapff, von der Leyen), ein Verzeichnis der Sagen und ein Ortsregister finden sich am Ende des Buches. Bei weniger bekannten Ortsnamen wäre eine, wenn auch kurze Angabe über die Lage des Ortes wünschenswert.

Helmut Dölker

GEORG HOLZWARTH: **Jetzt grad mit Fleiß ed.** Schwäbische Gedichte, Balladen und Lieder. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1977, 111 Seiten. Leinen DM 16,80

GEORG HOLZWARTHS erste schwäbische Gedichtsammlung «denk dr no» ist 1975 erschienen, ein Band, mit dessen Texten der Autor versucht hat, sich einen verschütteten Zugang zum schwäbischen Dialekt wieder zu sichern. Nach den sprachkritischen Gedichten dieses Erstlings ist HOLZWARTH in seinem neuen Buch literarischer geworden, auch umfassender in seiner Methode. Den Fortschritt gegenüber dem ersten Band kennzeichnet am besten ein kurzer Auszug aus dem Gedicht «Schwätza ond schreiba»: *Schwätza wia d Leit / . . . ond ned bloß / wia d Herra / Schwätza wia d Leit / aber ned bloß / daß gschwätzt isch / saga was sei muaß / wias sei muaß / was sei kennt / ond woroms ed sei ko / . . . schreiba daß ma au merkt / wie ma schwätzt / ond au / was a saudomms Gschwätzt isch / schreiba was no koiner gschwätzt hot . . .* Diese Zeilen sind nicht nur Vorgabe, sondern zugleich Programm und Prinzip des neuen Bandes. HOLZWARTH führt seinen Kampf gegen umgangssprachlichen Stuß und Sprachlosigkeit, gegen selbstzufriedene Harmonisierung durch Mundart nicht mehr allein sprachkritisch, sondern ganzheitlich: nicht nur Bestätigung regionaler Traditionen also, sondern Befähigung zu deren kritischer Beurteilung. Nicht Einschwörung auf einen vermeintlich überzeitlichen Kanon von Verhaltensmustern und Denkweisen, sondern Förderung sozialer Kultur als Fähigkeit zum gesellschaftlichen Diskurs. HOLZWARTH setzt auf dieses Programm mittels Texten, die Unterhaltung ebenso meinen wie den Spaß an einer lustvollen Hinlenkung zu sich selbst: den eigenen, verdrängten oder verbauten Möglichkeiten, den eigenen Belangen und Fähigkeiten. Der bemerkenswerte Realismus dieses Bandes liegt darin, daß in seinen Texten etwas aufblitzt vom lange boykottierten, also um so notwendigeren Programm rechtverstandener Heimatliteratur.

Manfred Bosch

HEINZ-EUGEN SCHRAMM: **Schwäbisch für Reingeschmeckte.** Ein feuchtfröhliches Seminar auch für «Eingeborene». Verlag Weidlich Frankfurt am Main 1977, 128 Seiten, Zeichnungen im Text. Pappband DM 24,80

Von ROBERT KALLENBERG, dem Vorsitzenden des Tübinger Bürger- und Verkehrsvereins, stammt die Idee zu diesem Seminar. Er wollte, daß Nicht-Schwaben verstehen lernen, was hierzulande gesprochen wird. HEINZ-EUGEN SCHRAMM, der das Seminar seit 1971 in einer Tübinger Weinstube durchführt – und dann quasi als Ergebnis des Ganzen diese «heitere Sprachkunde» schrieb –, versteht

die schwäbische Mundart als *elementare Brücke zur schwäbischen Mentalität*, d. h. der Nicht-Schwabe lernt mit Hilfe dieser «Fremdsprache» die schwäbische «Fremde» kennen; und den Schwaben kann sie zu Selbsterkenntnis und Selbstkritik führen. Was nun an tieferem Sinn und hehren Zielen in diesem Buch stecken mag, sei dahingestellt; auf jeden Fall ist es an vielen Stellen aufschlußreich und interessant, vor allem aber «sauglatt», um gleich einmal SCHRAMM zu zitieren: *Etwas Besonderes hat es mit dem kleingeschriebenen «sau» als steigernde Vorsilbe auf sich. Da ist ein Zeitgenosse saugscheit, ein anderer saudomm – und ein gut vorgetragener Witz eben sauglatt.* Was an Witzen, Ausdrücken, Schimpf- und Kosenamen samt den dazugehörigen Erklärungen unter dem Stichwort «Sau» aufgeführt wird, das würde selbst einem Urschwaben nicht alles auf Anhieb einfallen. Eine Begründung mehr für so ein Lexikon; denn als solches kann man das Buch, zumindest vom Aufbau her, betrachten: in alphabetischer Reihenfolge sind die Stichworte geordnet, zu jedem Stichwort sind Erklärungen und Beispiele angegeben, und sogar ein Register gibt es. Allerdings erhebt der Autor keinen Anspruch auf Vollständigkeit, was erstens nicht notwendig und zweitens bei dieser Ausführlichkeit auch gar nicht möglich ist.

Ulrike Wurster

Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein Stuttgart (Hg.): **Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte** Jahrgang XXXIII, 1974, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1976. 444 Seiten. Broschiert Aus dem Inhalt seien die folgenden Abhandlungen hervorgehoben. HANS JÄNICHEN: Die Entwicklung der Oberamts- und Kreisbeschreibungen in Baden-Württemberg; KARL-HEINZ SCHRÖDER: Die amtliche Landesbeschreibung als kulturelle Leistung; WERNER RÖSENER: Südwestdeutsche Zisterzienserklöster unter kaiserlicher Schirmherrschaft; EBERHARD NAUJOKS: Obrigkeit und Zunftverfassung in den südwestdeutschen Reichsstädten; CARL-HANS HAUPTMEYER: Gartenhäusler und Beisassen in Isny, Eine städtische Unterschicht im 18. Jahrhundert; EBERHARD SIEBER: GOTTLIEB RAU und «Die Sonne», die erste republikanische Zeitung Württembergs. (Ly)

Sindelfinger Jahrbuch 1976. Herausgegeben von der Stadt Sindelfingen. 302 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Dem Jahresbericht der Stadtverwaltung folgt wie üblich eine Reihe von Berichten über wichtige Ereignisse *Aus dem Leben der Stadt Sindelfingen* (so ein Vortrag von CLAU KÖNIG «Vogelschutz ist Umweltschutz» und Ausführungen des Stuttgarter Architekturprofessors FRITZ LEONHARDT unter dem Titel «Bauen als Umweltzerstörung – Eine Herausforderung an uns alle»). Im historischen Teil beschäftigt sich EUGEN SCHEMPF mit dem stadtgeschichtlichen Weg durch Sindelfingen, der auf Anregung des Arbeitskreises Natur- und Umweltschutz im Sindelfinger Schwarzwaldverein 1977 ausgewiesen werden soll, sowie mit zwei hochmittelalterlichen Dorfbezirken im heutigen Stadtgebiet von Sindelfingen. (Ly)

Weitere Titel

Pfarrer M. VON JUNG: **Fröhliche Grablieder zur Laute**. Mit einem Essay von HELMUT THIELICKE. Illustriert von H. E. KOHLER (Herderbücherei Band 599). Verlag Herder Freiburg i. B. 1976. 160 Seiten. Zahlreiche Zeichnungen. Broschiert DM 5,90.

HEDWIG LOHSS: **Aus meim Schwalbanescht**. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1976. (Erweiterte Neuauflage der Ausgabe von 1932) 63 Seiten. Leinen DM 4,80.

HEINZ-EUGEN SCHRAMM: **Wia mr's nemmt**. Gedichte in schwäbischer Mundart aus drei Jahrzehnten. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1976. 144 Seiten. Broschiert DM 9,80.

MICHAEL SPOHN: **Schwäbische Comics**. Schönemann Verlag Esslingen 1977. 96 Seiten, zahlreiche Zeichnungen. Broschiert DM 9,90.

KLAUS GÜNTHER: **Geständnisse einer Drehorgel**. Geschichten aus dem Banat. (Salzers Volksbücher 202/203). Eugen Salzer Verlag Heilbronn 1977. 104 Seiten. Pappband.

KURT DOBLER: **Onser Hoimet. Schwäbische Gedichte**. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1976. 104 Seiten. Broschiert DM 7,80.

JÖRG SCHADT (Hg): **Alles für das Volk. Alles durch das Volk**. Dokumente zur demokratischen Bewegung in Mannheim 1848–1948. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 277 Seiten, 26 Bildtafeln.

FRANZ JOSEPH VAN DER GRINTEN: **Franz Gutmanns Brunnen**. Verlag Rombach Freiburg 1977. 91 Seiten, 87 Abbildungen. Pappband DM 20,-.

RÜDIGER ZUCK: **Der naive Maler Bruno Epple**, sein Leben, sein Werk sowie eine Abhandlung über Naive Malerei. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1977. 84 Seiten, 56 z. T. farbige Abbildungen. Pappband DM 28,-.

FRIEDERIKE LUISE LÖFFLER: **Ökonomisches Handbuch für Frauenzimmer**. Erster Band, welcher das **Kochbuch** enthält. Fotomechanischer Neudruck der 1795 erschienenen zweiten Ausgabe. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1977. 662 + XXII Seiten.

KONRAD KINTSCHER: **Das Land am Oberrhein**. Ein Reiseführer. Verlag Rombach Freiburg 1977. 339 Seiten, 87 Fotos. Leinen DM 28,-.

WALTER VETTER: **Der Kaiserstuhl** – seine Sehenswürdigkeiten. Verlag Rombach Freiburg 1977. 162 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 14,80. Leinen DM 19,80.

WINFRIED SCHLECHT: **Der badische Wein**. Ortenau, Breisgau, Kaiserstuhl-Tuniberg, Markgräflerland, Bodensee. Verlag Rombach Freiburg 1977. 169 Seiten. Broschiert DM 12,80, Leinen DM 17,80.

INGEBORG HECHT: **In tausend Teufels Namen**. Hexenwahn am Oberrhein. Verlag Rombach Freiburg 1977. 136 Seiten, mit Abbildungen. Broschiert DM 12,80, Leinen DM 17,80.

ROLF SÜSS: **Enne, denne, ditzli**. Von Kinderspielen und Spielzeug. Verlag Rombach Freiburg 1977. 184 Seiten, mit Illustrationen. Broschiert DM 12,80, Leinen DM 17,80.

KURT KLEIN: **Einer findet den Weg**. Erzählungen. Moritz Schauenburg Verlag Lahr/Schwarzwald. 220 Seiten.

ANTON GABELE: **Die Reise nach Bernkastel**. Ein heiterer Roman. Verlag Herder Freiburg – Basel – Wien 1977, 199 Seiten, Leinen DM 19,80.

WILHELM KÖNIG: **A Gosch wia Schwärt**. Gedichte und Geschichten in mittelschwäbischer Mundart mit Worterklärungen sowie 4 Zeichnungen von Peter Schlack – ond a baar scheene Griaß vom Bantlhans. Peter Schlack Verlag Stuttgart 1977. 64 Seiten. Broschiert DM 9,80.

ERNST KAMMERER (Hg): **So isch no au wieder**. Redensarten im schwäbischen Land. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1977. 110 Seiten, Pappband.

KARL GÜTZ: **Fröhliche Schwabenstreiche**. Kalendergeschichten (Herderbücherei Band 622 – Gekürzte Taschenbuchausgabe von «Heitere Heimat») Verlag Herder Freiburg – Basel – Wien, 140 Seiten. Broschiert DM 5,90.

ARTHUR BENSELER: **Kennen Sie Schwäbisch Afrika?** Schwätzle und Spätzle bei Landsleuten im Schwarzen Erdteil. Bleicher Verlag Gerlingen 1977. 179 Seiten, 55 Abbildungen. Leinen DM 25,-.

Anschriften der Verfasser

Prof. Dr. Hermann Bausinger, Moltkestraße 77,
7410 Reutlingen

Prof. Willi Birn, Im Hopfengarten 22, 7400 Tübingen

Manfred Bosch, Dorfstraße 19, 8081 Grunertshofen

Prof. Dr. Helmut Dölker, Hegensberger Straße 118,

7300 Esslingen-Hegensberg

Hans L. Foss, c/o Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT

Prof. Karl Häfner, Kübelestraße 34, 7100 Heilbronn

Dr. Gerhard Hämmerle, Friedrichstraße 43,

7014 Kornwestheim

Maria Heitland, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
(Geschäftsstelle)

Dr. Ehrenfried Kluckert, Vogelsangstraße 10,

7430 Ammerbuch-Reusten

Gert Kollmer, Luikenweg 32, 7300 Esslingen

Willy Leygraf, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
(Redaktion)

Dr. Otto Linck, Nordstraße 34, 7129 Güglingen

Dr. Theodor Pfizer, Traubergstraße 14,

7000 Stuttgart 1

Prof. Erwin Rohrberg, Bofistweg 3, 7000 Stuttgart 70

Eberhard Rothermel, Hundskapfklänge 42, 7400 Tübingen

Friedrich A. Schiler, Schwabstraße 22, 7400 Tübingen

Benigna Schönhagen, Ahornweg 12, 7400 Tübingen

Dipl.-Ing. Eugen Schweitzer, Esslinger Steige 23,

7312 Kirchheim/Teck

Ulrike Wurster, Blumenmahdenstraße 9,

7032 Sindelfingen

Peter Haag-Preis für Denkmalpflege

(sh) Einen Preis für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND gestiftet. In Erinnerung an seine maßstabsetzenden Arbeiten bei der Erhaltung und Erneuerung von bedeutenden Denkmalen der Architektur wurde der Preis nach dem am 16. 8. 1974 verstorbenen Architekten PETER HAAG benannt, der über lange Jahre dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND auch als Vorstandsmitglied eng verbunden war.

Der Preis soll jährlich an Eigentümer von Gebäuden verliehen werden, die den Rang von Kulturdenkmalen haben und in jüngster Zeit in vorbildlicher Weise restauriert worden sind. Er besteht aus einem Geldpreis von DM 3000 und einer Plakette, die an dem ausgezeichneten Bauwerk angebracht werden soll. Solche Plaketten können auch alljährlich für zwei weitere ausgezeichnet restaurierte Bauwerke verliehen werden. Jedermann soll berechtigt sein, Vorschläge für die Verleihung des PETER HAAG-PREISES zu machen; Vorschläge sowie Anfragen wegen weiterer Einzelheiten werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten.

Gegen rigorosen Umgang mit der Landschaft Anmerkungen zu einem Regionalplan

(sh) In einem Brief an den Regionalverband Neckar-Alb hat der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Regierungspräsident i. R. WILLI K. BIRN, Stellung genommen zum Entwurf eines Regionalplans, den dieser Regionalverband 1977 vorgelegt hat. In einem Brief an

den Regionalverband weist er vor allem darauf hin, daß dieser Entwurf zu wenig Voraussetzungen schafft für eine langfristig sinnvolle Landschaftsordnung: *Nicht einmal alle Naturschutzgebiete sind als «landschaftspflegerische Vorrangflächen» ausgewiesen und damit ausdrücklich dem freien Spiel der planerischen Phantasie entzogen. Die allgemeine Zielsetzung der Landschaftsordnung ist jedoch auf die Dauer nur zu verwirklichen, wenn zunächst Tabu-Zonen festgelegt werden, die aus Gründen der Ökologie, des Gewässerschutzes, des Natur- und Landschaftschutzes usw. unbedingt unangetastet bleiben müssen oder in denen der Schutzzweck absoluten Vorrang vor jedem Nutzungszweck haben soll.*

Grundsätzliche Bemerkungen gelten der Verkehrsplanung: *Der Regionalplan addiert sozusagen alle möglichen Straßenverbindungen und fordert deren Aus- oder Neubau. Dabei wird wenig abgewogen, ob sämtliche Trassen in einer bestimmten Verkehrsrichtung nebeneinander ausgebaut werden sollten oder ob nicht richtiger durch Maßnahmen der Neutrasierung wie des Ausbaus eine Differenzierung zwischen durchgehendem Fernverkehr, Ziel- und Quellverkehr sowie Nahverkehr anzustreben ist.*

Wenn die Fernverkehrsstränge auf wenigen, aber leistungsfähigen Straßen – möglichst unbeeinträchtigt vom Nahverkehr – gebündelt werden können und diesen ein ausgewogen abgestuftes System von untergeordneten Straßen zugeordnet wird, können insgesamt die negativen Auswirkungen – Landschaftsverbrauch, Versiegelung der Erdoberfläche, Beeinträchtigung von Wohn- und Erholungsgebieten – geringer gehalten werden als bei einem mehr oder weniger gleichmäßigen Ausbau eines möglichst dichten Netzes von Verkehrswegen. Der Verzicht auf großräumige Differenzierung des Verkehrs im vorliegenden Entwurf bedingt eine solche Vielfalt von Planzielen, daß deren totale Verwirklichung ein nicht zu verantwor-

tendes Maß an Landzerstörung bedeuten würde.

Als besonders charakteristische und gravierende Beispiele werden u. a. aufgeführt: Die Vielfalt parallel gerichteter Trassen zur Verbindung zwischen Neckar- und Donautal oder zwischen den Räumen Stuttgart und Reutlingen-Tübingen. Als besonders problematisch wird die Ostumgehung der Stadt Reutlingen genannt, weil diese Trasse mit einem «neuen Alaufstieg», der unterhalb von Mädesfels und Übersberg, bei Stahleck usw. eines der wichtigsten Naherholungsgebiete im Raum Reutlingen zerstören würde.

Mit dieser ausführlichen Stellungnahme seines Vorsitzenden hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND erneut bekräftigt, daß er nicht nur ganz allgemein, sondern auch bei konkreten Planungen seine Überlegungen und Argumente einbringen will in die Entscheidungen, durch die zukünftige Entwicklungen von Raum und Landschaft bestimmt werden. Sinnvoller wäre jedoch, wenn die Regionalverbände schon zu einem früheren Stadium der Planung das Angebot der Mitarbeit annehmen und nützen würden, das der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND wiederholt ausgesprochen hat.

Grunderwerb am Irrenberg

(sh) Das Naturschutzgebiet Irrenberg in der Nähe der Balingen Ortschaft Zillhausen ist seit Jahren schon zum größten Teil im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Ebenso lange gibt es das Bemühen, diesen Besitz abzurunden. Im Jahr 1977 konnten zweimal je rund 0,6 Hektar erworben werden – Grundstücke, die an den bisherigen Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES angrenzen und ihn also sinnvoll ergänzen.

Naturschutzgebiet Weiherwiesen

Zur Verbesserung des botanisch wie faunistisch gleichermaßen interessanten und wichtigen Naturschutzgebietes Weiherwiesen (Markung Essingen, Ostalbkreis), das überwiegend im Eigentum des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist, wurde 1977 ein zweiter Weiher angelegt. 4800 Kubikmeter Erdreich mußten dazu bewegt werden. Im Frühjahr 1978 soll der Weiher gespannt sein; dann wird er hinter dem 220 Meter langen Damm eine Fläche von 2,5 Hektar aufweisen, die Wassertiefe am Mönch beträgt 2,5 Meter. Dieser neue Weiher ist damit rund dreimal so groß wie der schon 1969 angelegte erste Weiher. Da beide zusammen vor allem der Verbesserung der Lebensbedingungen von Pflanze und Tier in diesem Feuchtgebiet dienen, muß alles vermieden werden, was diesem Zweck zuwiderläuft. So ist an keinerlei Nutzung und Bewirtschaftung – etwa durch den Einsatz von Fischen – gedacht. Ebenso wenig ist ein Erholungs«betrieb» möglich, da sowohl sommerlicher Badebetrieb als auch winterliches Eislaufen der zu schützenden Pflanzen- und Tierwelt großen Schaden zufügen würden. So würden die mit dem Eislauf verbundenen Erschütterungen die überwinterten Tiere aus ihrem winterlichen Ruhe- oder Starrezustand aufwecken und sie zu erhöhtem Stoffwechsel anregen, ohne daß die Tiere neue Nahrung und damit neue Energie aufnehmen könnten. Schäden und – langfristig – die Zerstörung des Naturschutzgebietes wären die unvermeidbaren Folgen.

Das Ende der Historischen Weinberglandschaft

Zu diesem Thema hat OTTO LINCK im vergangenen Jahr eine umfangreiche Arbeit in der «Zeitschrift des Zabergäuvereins» veröffentlicht. Nicht die erste aus diesem Umkreis: In den 30er Jahren hat er auf die Besonderheiten der Weinberglandschaften hingewiesen, in den 50er und 60er Jahren hat er unermüdlich vor den zerstörerischen Folgen einer totalen Reblandumle-

gung gewarnt. (SCHWÄBISCHE HEIMAT 1965, S. 164–179: «Muß am Ende unserer Historischen Weinberglandschaft eine reine «Rebensteppe» stehen?») Nun zieht er die Summe und blickt zurück – nicht ohne Resignation. Wir zitieren hier – leicht gekürzte – Auszüge aus Heft 2/3, Jahrgang 1977 der «Zeitschrift des Zabergäuvereins» und weisen darauf hin, daß diese Abhandlung – in der übrigens auch ausführlich vom Sonderfall der Rebflurbereinigung Michelsberg die Rede ist – vom Zabergäuverein (Güglingen) zum Selbstkostenpreis von DM 10,- bezogen werden kann. (Red.)

Noch im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmte im Zabergäu die Historische Weinberglandschaft mit ihren Terrassen, ihrem Mauerwerk und biologischen Inhalt unverändert das Landschaftsbild des Zabergäus. Sie war überall auf Ödflächen, in Hohlwegen, an Mauern, auf den Kleinterrassen von den mit ihr verbundenen Wildpflanzengesellschaften mosaikartig durchdrungen. Der Weinbau war auf diese Weise keine Monokultur der Rebe, kein Plantagenbetrieb, sondern vollzog sich in einer weitgespannten, aus mehreren Pflanzengesellschaften zusammengesetzten «Lebensgemeinschaft des Weinbergs». Diese Lebensgemeinschaft war freilich, ohne daß man sich dessen bewußt wurde, eine Pflanzengemeinschaft, die durch Betätigung des Menschen zusammengekommen war und durch immer gleiche Behandlung durch den Menschen in ihrer labilen Existenz und Zusammensetzung unverändert erhalten blieb.

Während sich seit Ende der Dreifelderwirtschaft wie überall auch im Zabergäu durch Einführung neuer Wirtschaftspflanzen, neuer Arbeitsmethoden, zunehmend durch Einsatz von Maschinen, die landwirtschaftliche Bodenbearbeitung völlig gewandelt hatte, arbeitete in der überkommenen Weinberglandschaft der Weingärtner, wie er es einst angefangen und durch Jahrhunderte betrieben hatte: mit Karst und Hacke. Fast ohne arbeitserleichternde Maschinen und Hilfsmittel, auf unmöglichen Wegen, winzigen Kleinparzellen. Daß der allgemeine Rückstand des

Weinbaus im Vergleich mit der übrigen Landwirtschaft von den Weingärtnern als unerträglich empfunden wurde, ist begreiflich. Vor allem gilt dies für den Weingärtnernachwuchs, die junge Generation, die von vornherein eine neue Einstellung zur Technik mitbrachte. Zwar hatte es längst schon Flurbereinigungen gegeben, niemals aber Rebflurbereinigungen nennenswerten Ausmaßes. Man blickte hilflos auf die Steilhänge und die in dem Mauerwerk investierten Steinmassen.

Wenn das Keuperweinbergländ durch die «Neue Weinberglandschaft» in wenigen Jahren vollständig umstrukturiert ist, wird die Historische Weinberglandschaft in doppeltem Sinne «historisch» sein, nicht nur weil sie 500–700 Jahre bestanden hat, auch weil sie es nicht mehr gibt. Bald wird dann niemand mehr wissen, wie das Zabergäu einst mit Terrassen, Weinbergmauern und Weinbergstapeln ausgesehen hat.

Nach Mitteilung des Flurbereinigungsamtes Heilbronn waren Ende des Jahres 1976 von der 1465 ha betragenden Gesamtweinbaufläche des eigentlichen Zabergäus 80% bereinigt oder in Bereinigung begriffen. Die restlichen 20% der Fläche sollen bis 1985 vollends bereinigt sein. Die in dieser Zahl nicht inbegriffenen 160 ha Rebfläche der Stadt Bönningheim (Landkreis Ludwigsburg, Flurbereinigungsamt Besigheim) ist vollständig bereinigt.

Vorläufer der grundsätzlichen Veränderung der Form des Rebenbaus im Neckarland waren die Drahtanlagen. Sie waren von der Mitte der 20er Jahre im flachen Reb Gelände der Stadt Bönningheim, östlich des Michelsbergs, schon verbreitet. In den Drahtanlagen gibt es keine einzelnen Rebstöcke mehr; die Reben werden in langen, durchlaufenden Zeilen an Spanndrähte gebunden, mit Zeilenzwischenräumen, daß man mit Arbeitsgeräten, u. U. mit einem Pferd bespannt, durchfahren kann. Das bisher übliche Niederlegen der Reben im Winter als Schutz gegen das Erfrieren ist nicht mehr möglich.

Nach dem Zweiten Weltkrieg löste

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

GRUNDSTEIN

Mit uns können Sie Ihr Haus schnell und unkompliziert finanzieren.

Legen Sie jetzt den Grundstein für Ihre eigenen vier Wände. Mit unserem Bausparvertrag. Wir machen es Ihnen leicht. Zusammen mit den Sparkassen bieten wir z. B. die »Finanzierung aus einer Hand«.

Sie bekommen das ganze Baugeld von einer Stelle: Unser Bauspardarlehen ab 4,5% und auch die 1. Hypothek. Das spart Ihnen Wege, Zeit und Geld.

Aber es kommt noch besser: Wollen Sie sofort bauen und nicht erst auf die Zuteilung Ihres Bausparvertrages warten, haben wir für Sie ein Sofort-Finanzierungs-Programm. Wie eilig Sie es auch haben, wir garantieren, daß Sie kostengünstig bauen können.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.



Öffentliche  Bausparkasse

7 Stuttgart 1 • Postf. 472 • Tel. 2030-1

Bausparkasse der Sparkassen

K.F. V. Jägerschmid, Das Murgthal
besonders in Hinsicht auf Naturgesch.
und Statistik. Mit Kupfern und 1 Karte.
Nach der Ausgabe Nürnberg 1800.
Umfang 248 Seiten, geb., DM 30,-

Das Großherzogtum Baden
Auf ca. 1000 S. wird die Landschaft
Badens analysiert: Geographie, Fauna
und Flora, Geschichte, Mundarten,
Sagen, Bevölkerung und Industrie. Mit
vollständigem Ortsregister. Nach der
Ausgabe von 1885. DM 38,-

**Leopold Feigenbutz,
Der Kraichgau und seine Orte**
Ein sehr seltener Titel auf dem antiqu.
Markt! Aufbau ähnlich dem ob. Titel.
Sehr gründliche Arbeit. Umfang 438 S.
geb., DM 30,-

**Josef Bader,
Badenia – oder – Das badische Land
und Volk** (In Kürze lieferbar)

Eine Zeitschrift für Landeskunde mit
Karten, Lithographien und kolorierten
Trachtenbildern. Drei Jahrgänge:
1839, 1840 und 1844.
Reprintausgabe 1978

BADENIA, Band I 1839
Umfang 310 Seiten DM 30,-
BADENIA, Band II 1840
Umfang 324 Seiten DM 30,-
BADENIA, Band III 1844
Umfang 300 Seiten DM 30,-
**Bei gleichzeitiger Bestellung aller
drei Bände DM 85,-**

Das Werk enthält die Beschreibung
der verschiedenen badischen Land-
schaften. Ferner alle Naturmerk-
würdigkeiten und alte Sagen des
Landes. Wichtig ist ferner ein voll-
ständiges Verzeichnis aller über und
in Baden erschienenen Schriften, Bild-
werke und Landkarten.



Horst Bissinger KG, Verlag und Druckerei
7031 Magstadt bei Stuttgart Postfach 1148



„Gastliches Härtsfeld“

Beliebtes Wander- und Erholungs-
gebiet der Schwäbischen Ostalb.
Reizvolle Landschaft, weite Waldungen,
Wacholderheiden, sehenswerte

Kunstdenkmäler, darunter die weltberühmte Abteikirche Neres-
heim. Vielseitige Erholungsmöglichkeiten, Wandern, Schwim-
men, Bootfahren, Segeln, Motor- und Segelflugsport, Tennis,
Minigolf, Reiten, Kutschfahrten.

Gemütliche Gasthöfe, Pensionen, Ferienwohnungen und
kinderfreundliche Bauernhöfe. Vollpension ab 19,- DM.

Prospekte vom Verkehrsverband „GASTLICHES HÄRTS-
FELD“ e. V. Geschäftsstelle Rathaus 7921 Nattheim-Auernheim,
Tel. (0 73 26) 3 47

Touristik '78



Unser neues Sonderfahrten-
programm enthält zahlreiche
Ein- und Mehrtagesfahrten in
interessante Zielgebiete.
Wanderersonderzüge in die
schönsten Gegenden unserer
Heimat fehlen ebensowenig wie

Fahrten zu den interessantesten Plätzen Europas.
Unsere nächsten Tagesfahrten führen z. B. am

**Sonntag, 23. 4. 1978, in den Odenwald –
nach Fürth**

**Donnerstag, 25. 5. '78, ins Murgtal – nach Baiers-
bronn (Fronleichnam)**

**Samstag, 17. 6. 1978, ins Ries – nach Nördlingen
(Tag der Einheit)**

**Sonntag, 17. 9. 1978, in die Vogesen – nach
Schlettstadt**

Sonntag, 15. 10. 1978, in die Pfalz – nach Dahn

Verlangen Sie unser Jahresprogramm 1978 beim
nächsten Bahnhof oder rufen Sie uns an.



Generalvertretung Stuttgart West
der Bundesbahndirektion Stuttgart

7000 Stuttgart 1
Arnulf-Klett-Platz 2
Telefon: (07 11) 2092/54 03

„Der S-Geldberater unser persönlicher Service“



Hubert R.,
S-Geldberater

»Einen Geldberater können
sich nur Reiche leisten«,
glauben viele »Normalver-
braucher«. So wie sich ein
Unternehmer seinen Finanz-
und Steuerberater leisten kann,
so können Sie sich Ihren
persönlichen Geldberater
leisten. Den S-Geldberater.
Im Leben dreht sich – ob wir
wollen oder nicht – fast alles
ums Geld. Um so wichtiger,
richtig damit umzugehen. Und
das ist nicht immer leicht. Das

Angebot der verschiedensten
Spar-, Anlage-, Versicherungs-
und Kreditformen ist für den
Nichtfachmann oft schwer zu
überblicken. Hier hilft nur die
richtige Beratung durch einen
zuverlässigen Experten.
Deshalb gibt es den kosten-
losen Beratungs-Service bei
der Sparkasse – den S-Geld-
berater. Er informiert Sie, berät
Sie, löst Ihre »Finanzprobleme«
und nimmt Ihnen lästigen
»Papierkram« ab: Bei ihm sind
Sie in den besten Händen mit
Ihren Wünschen und Ihren
Problemen.
Sprechen Sie mal mit ihm –
Sie werden schnell merken,
er ist ein Partner, auf den Sie
sich immer verlassen können.

Der S-Geldberater
unser persönlicher Service für Sie.



wenn's um Geld geht

Sparkasse

das Bundes-Flurbereinigungsgesetz vom 14. 7. 1953 die große Strukturveränderung in der bundesdeutschen Landwirtschaft durch Flurbereinigungen in einem Maß aus, wie man es sich bisher nicht vorstellen konnte, zunächst im Wiesen- und Ackerland. Das Signal für die Weinberge gab die Rebflurbereinigung Markelsheim a. d. Tauber 1958. Nun hatte man die riesigen Planierraupen und Greifbagger, die auf Hängen bis zu 50% Gefälle fahren, Berge versetzen konnten und dies auch taten.

Auch die «Neue Weinberglandschaft» ist im Neckarland zwangsläufig eine Berg-Landschaft. Während die Historische Weinberglandschaft aber durch Terrassierung die Nachteile der Hanglage verringern wollte, benützt die Neue Weinberglandschaft das Gefälle für den Seilzugbetrieb. Für diesen ist ein Wegenetz erforderlich, mit in den Höhenlinien verlaufenden, befestigten Wegen, die hangabwärts, je nach den örtlichen Verhältnissen, 60 bis 100 m Abstand voneinander halten. Jeweils vom oberen Weg wird ein Drahtseil von einer Motortrommel abgelassen, das nach Anhängen von Bodenbearbeitungsgeräten wieder hochgezogen wird. Die im Gegensatz zu den horizontalen Zeilen der Historischen Weinberglandschaft im Gefälle verlaufenden Rebzeilen müssen so weite Zwischenräume haben, daß man mit den Seilzuggeräten durchkommt. Das Optimum für die Benützung des Seilzugs liegt bei 40% Gefälle.

Zur Herstellung des für den Seilzugbetrieb erforderlichen Wegenetzes muß durch die Planierraupen auf den Rebhängen alles entfernt werden, was in dem zu bereinigenden Weinbergraum vorhanden ist, d. h. die ganze Historische Weinberglandschaft, mit den vorhandenen Wegen, den Mauern, Hohlwegen, Weinberghäuschen, bewachsenen Rainen, Ödflächen, eingestreuten Pflirsichen usw. Zugleich wird durch das Abschieben des Bodens von oben nach unten das Gefälle der Hänge ausgeglichen. Der Abhub beginnt damit, daß sich die Planierraupen in die obere Hangkante einfrassen; von diesen bis zu 4 Meter tiefen Nivellierbahnen wird mitunter das geogra-

phische Relief der Landschaft verändert. Das technische Ideal für den Seilzugbetrieb, vor allem für den Planierraupenfahrer ist gewissermaßen ein schräg gestelltes Brett mit bestimmter Neigung.

Zwischen der vergangenen Historischen Weinberglandschaft und der Neuen Weinberglandschaft gibt es keine Möglichkeit eines Kompromisses. Im Vergleich mit der Historischen Terrassenlandschaft der Historischen Weinberglandschaft ist die Neue Weinberglandschaft landschaftlich reizlos, langweilig, pflanzenleer und konturlos; anstelle der reich gegliederten Weinbergterrassen hängen monotone grüne Teppiche vom planierten Stufenrand des Keuperberglands herunter. Und wenn man der alten Weinberglandschaft dadurch, daß sie allenthalben an Mauern, Wegböschungen, in Hohlwegen und an Rainen von Pflanzen der Steppenheide, des Mauerbewuchses und des Bodenunkrauts durchsetzt war, den Charakter einer «Pflanzengemeinschaft» zuerkennen konnte, so ist die Neue Weinberglandschaft eine Monokulturfläche der Rebe, ein Nutzpflanzenkollektiv. Durch die totale Liquidierung der Historischen Weinberglandschaft ist die ganze natürliche Durchdringung des historischen Weinbergraums, einschließlich der Mauern, weggefallen.

Geblichen ist nur eine Hack-Unkrautgesellschaft. Es ist für die Bodenpflanzen der nun wesentlich größeren mit Reben bestockten Weinbergflächen ohne Bedeutung, ob die Bodenbearbeitung im alten Stil mit Karst und Hacke oder durch den Seilzugbetrieb durchgeführt wird. Allerdings könnten sich möglicherweise Modifikationen in der Zusammensetzung der Hackfrucht-Bodenpflanzen ergeben. Grundsätzlich bildet, nachdem die Durchdringung des ganzen Raumes mit Steppenheide- und Mauerpflanzen weggefallen ist, die Rebe nur noch mit ihren zugehörigen Bodenunkräutern eine Lebensgemeinschaft. Dadurch gewinnt die Hackfruchtgesellschaft des Weinbergs an Bedeutung. Die Reinkultur des Weinstocks auf künstlich übertrieben nackt gehaltenem Boden ist

unnatürlich und auf die Dauer auch für das Gedeihen der Wirtschaftspflanze nachteilig, zumal weil die Kulturrebe von ihrem Ursprung her eine Liane des Aue-Waldes ist, die einen bedeckten Fuß haben will. Der bloße, gelockerte Boden ist extremen Witterungseinflüssen schutzlos ausgesetzt, neigt zur mineralischen Auswaschung, zur Verdichtung und Verkrustung und besitzt eine dürftige Innenfauna (Bakterien usw.). Solche Überlegungen führen zu den seit langem betriebenen Versuchen, bestimmte Unkräuter, die den Hackbetrieb überstehen, mit Gründüngung zu verbinden (z. B. mit der Vogelmieze, *Stellaria media*), vor allem durch Regeneration, ausgehend von den in den Rebzeilen durch die Pfähle gegen den Seilzug geschützten Kämmen; in der terrassenlosen Neuen Weinberglandschaft würde eine solche gesteuerte Verunkrautung den Boden auch so weit festigen, daß es bei starken Regenschlägen weniger leicht zu Ansätzen für tiefe Erosionen kommt.

Otto Linck

Steuerbegünstigung wertvoller Altbauten

(DSI) Der Bundestag hat am 10. November 1977 mit Zustimmung aller Fraktionen ein Gesetz zur «Erhaltung und Modernisierung kulturhistorisch und städtebaulich wertvoller Gebäude» (Bundestag-Drucksache 8/896, vgl. DSI 4/77, S. 1) verabschiedet, das vom Bundesrat zur Ergänzung des Einkommensteuergesetzes auf Initiative des Landes Schleswig-Holstein eingebracht wurde.

Das Gesetz sieht Möglichkeiten vor, den Erhaltungsaufwand für kulturhistorisch wertvolle Gebäude wahlweise entweder sofort abzusetzen oder aber gleichmäßig auf zwei bis fünf Jahre zu verteilen. Die Herstellungskosten können in 10 gleichen Jahresraten abgeschrieben werden. Die Anregung, auch für die Anschaffung kulturhistorisch und städtebaulich wertvoller Gebäude eine Sonderabschreibung vorzusehen, hat der Bundestag nicht aufgegriffen, sondern auf die Erweiterung des § 7b EStG auf Altbauten verwiesen. Grundlage für die Anwendung des

neuen Gesetzes ist eine Bescheinigung der zuständigen Landesbehörden, daß es sich um förderungswürdige Baudenkmäler handelt.

Persönliches

Der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Regierungspräsident a. D. WILLI BIRN, wurde am 1. 2. 1978 zum Honorarprofessor der Universität Tübingen ernannt.

Professor DR. WERNER FLEISCHHAUER, langjähriges Vorstandsmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, vollendete am 14. 1. 1978 sein 75. Lebensjahr.

Am 6. 2. 1978 beging der Vertrauensmann der Ortsgr. Heilbronn CARL WINTERLIN seinen 80. Geburtstag.

Am 11. 3. 1978 wird KARL GÜTZ, Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, 75 Jahre alt.

Der Dichter ALBRECHT GOES feiert am 22. 3. 1978 seinen 70. Geburtstag. Seinen 70. Geburtstag feiert am 27. 3. 1978 DR. ADOLF SCHAHL, der frühere Geschäftsführer des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.

80 Jahre alt wird am 4. 4. 1978 LISBETH WITTEK, die langjährige Sekretärin des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.

Hinweise für die Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Zum Jahresbeginn

erinnern wir unsere Mitglieder an die Fälligkeit des Beitrages zum 1. Januar 1978. Er beträgt:

DM 22,- für Einzelmitglieder

DM 44,- für korporative Mitglieder

DM 11,- für Mitglieder in der Berufsausbildung

Unsere Konten:

Landesgirokasse Stuttgart 2 164 308
(BLZ 600 100 70)

Postscheckamt Stuttgart 30277 01
(BLZ 600 501 01)

Deutsche Bank AG Stuttgart 1 435 502
(BLZ 600 700 70)

In diesem Jahr haben wir ein neues Beitragsformular verschickt, einen Vordruck, in den nur noch der Beitrag (und gegebenenfalls die immer willkommene Spende) einzutragen ist. Der Einzahlungsbeleg dient gleichzei-

tig als Bescheinigung zur Vorlage beim Finanzamt. Name, Vorname und Wohnort sollten deutlich lesbar sein! Wohnungswechsel und Namensänderungen sollten immer umgehend der Geschäftsstelle mitgeteilt werden. Das Programm der Veranstaltungen und Studienfahrten 1978 wurde bereits in Heft 1977/4 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT veröffentlicht. Die frühzeitige Bekanntgabe soll die Jahresplanung erleichtern. Im Laufe des Jahres 1978 eintretende Mitglieder können dieses Heft bei der Geschäftsstelle anfordern.

Mitgliederwerbung 1977/78

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben.

Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1976 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

9 Mitglieder warben: Rut Birn, Tübingen – Carola Frey, Stuttgart 50 – Maria Heitland, Stuttgart 1.

7 Mitglieder warb: Max Philippin, Leonberg.

5 Mitglieder warb: Fritz Stehle, Stuttgart 30.

4 Mitglieder warben: Willi Birn, Tübingen – Dr. Liselotte Kazenmaier, Münsingen – Alfred Laun, Stuttgart 1 – Ludwig Zimmermann, Ulm.

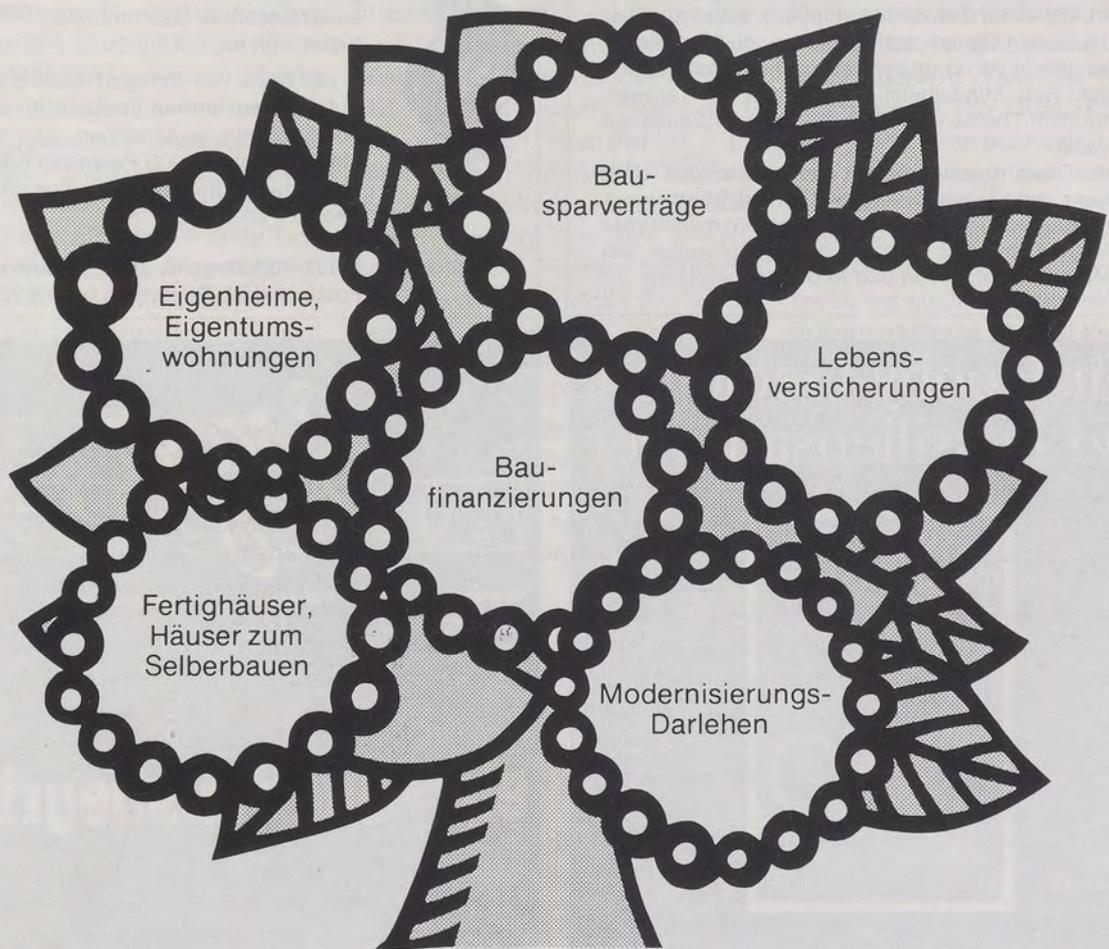
3 Mitglieder warben: Georg Birzele, Göppingen – Franz Fischer, Stuttgart 30 – Dora Flogaus, Biberach – Hans Fuchs, Heilbronn – Isolde Gräther, Stuttgart 1 – Dr. Gisela Koslowski, Tübingen – Lothar Läßle, Stuttgart 50 – Erna Ohl, Stuttgart 40 – Paul Zorn, Leutkirch.

2 Mitglieder warben: Marianne Bantel, Stuttgart 1 – Martha Breitmeyer, Stuttgart 1 – Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Münsingen – Margarete Bussmann, Stuttgart 80 – Friedrich Freiherr v. Gaisberg, Ditzingen – Hanne Glaser-Köngeter, Stuttgart 80 – Lydia Gutbrod, St. Johann-Gächingen – Martha Häberle, Stuttgart 70 – Ger-

trud Knorr, Stuttgart 75 – Klara Kuhnle, Gerlingen – Albert Lebsanft, Stuttgart 50 – Gerhard Lessig, Ellwangen – Dr. Siegmund Neumann, Esslingen – Dr. Johannes Petzold, Stuttgart 75 – Karla von Plötz, Stuttgart 80 – Maria v. Roeder, Stuttgart 80 – Dr. Wilfried Setzler, Tübingen – Berta Siegel, Fellbach – Ursula Zöllner, Tübingen.

1 Mitglied warben: Elfriede Abele, Stuttgart 70 – Erika Baldauf, Stuttgart 1 – Dr. Emmi Baltz, Stuttgart 75 – Berta Beck, Stuttgart 61 – Dieter Beck, Gemmrigheim – Gerhard Beck, Stuttgart 75 – Rolf Becker, Weinsberg – Eberhard Benz, Nürtingen – Anne Haag-Berberich, Vaihingen – Magdalene Beuerlen, Tübingen – Elisabeth Bihl, Stuttgart 1 – Dr. Friedrich Bihl, Stuttgart 1 – Hermann Bischoff, Bremen 33 – Robert Blind, Stuttgart 60 – Martin Blümcke, Pfullingen – Dr. Rudolf Böhme, Tuttlingen – Theodor Bolay, Asperg – Eva Brandl, Stuttgart 1 – Lydia Braun, Stuttgart 1 – Fritz Bürkle, Stuttgart 1 – Frieda Burkhardt, Stuttgart 70 – Lena Busch, Kirchheim – Lydia Cailloud, Stuttgart 30 – Hildegard Conrad, Tübingen – Professor Dr. Decker-Hauff, Stuttgart 1 – Kurt Dieter, Tübingen – Margarete Dieter, Gomadingen – Hilde Dieterle, Kirchheim – Emmy Dittmann, Leonberg – Ilse Dölker, Esslingen – Edith Dörmer, Stuttgart 70 – Margarete Ecker, Stuttgart 60 – Agnes Ehrlenspiel, Stuttgart 70 – Klaus Ehrlich, Stuttgart 70 – Helmut Erkert, Backnang – Dr. Richard Espenschied, Isny – Professor Dr. Johann Faber, Tübingen – Else Fahrner, Filderstadt 4 – Brunhilde Feldengut, Kirchheim – Professor Richard Feldtkeller, Stuttgart 75 – Gertrud Fenchel, Korntal – Gertrud Fischle, Esslingen – Maria Friz, Aalen – Ruth Gehring, Kirchheim – Herr Gmelin, Leinfelden-Eselmühle – Dr. Günther Gronbach, Sigmaringen – Ilse Grüneisen, Stuttgart 1 – Dr. Walter Güller, Münsingen – Heinz Guhl, Esslingen – Lene Gundert, Korntal – Ursula Gutbrod, Calw – Fritz Haaga, Stuttgart 50 – Ilse Haas, Stuttgart 1 – Hilde Häberlein, Stuttgart 75 – Kurt Häberlein, Stuttgart 70 – Elisabeth Häussermann, Stuttgart 1 – Elfriede Hanke, Stuttgart 1 – Manfred Hartmann, Waldenbuch – Gerdi Hauser,

Wüstenrot, damit Ihr Geld nicht irgendwo verkümmert.



wüstenrot

**Jahresversammlung
des Heimatbundes Allgäu
in Isny**

Wo wird heute nicht von gemeinsamen Ideen und Zielen gesprochen? Wie wenig wird aber in die Tat umgesetzt. Selbst bundesrepublikanische Landesgrenzen können ein Hindernis zu gemeinsamem Handeln sein. Dem will der Heimatbund Allgäu, die Dachorganisation aller Heimatvereine und Heimatdienste von Lindau bis Kaufbeuren und Memmingen, in der Weise entgegenwirken, daß er heuer seine Jahresversammlung am 22. April in Isny abhält. Dort hat der Ortsverein des Schwäbischen Heimatbundes die Patenschaft für dieses «Auslandsunternehmen» der bayerischen Heimatfreunde übernommen. Es soll nicht bloß ein Zeichen gesetzt werden, daß die Allgäuer – ob in Württemberg oder in Bayern – viele gemeinsame Probleme haben, sondern daß sie im Bereich der Heimatpflege im weitesten Sinn des Wortes erneut zusammenarbeiten wollen. Dies kommt im Nachmittagsprogramm der Tagung deutlich zum Ausdruck. Landrat a. D. Dr. Walter Münch spricht über «Die Allgäuer hinet und dinet» und zeichnet ein Bild von Allgäuern, die keine Grenzpfähle hindern, echte Allgäuer zu sein. Rupert Gabler, der 1. Vorsitzende des Heimatbundes, bringt den Gruß der bayerischen Allgäuer, und Architekt Holl, Mindelheim, referiert aus der Tagesarbeit mit dem Thema «Der Heimatbund zum Bauen auf dem Land».

Daß die Gäste in vollen Zügen auch die schöne Stadt Isny samt den Kleinodien in der Kirchenbibliothek genießen werden, ist selbstverständlich. Schwäbischer Heimatbund und der Heimatbund Allgäu wollen viel Gemeinsames aufdecken und in die Tat umsetzen.

**Esslingen am Neckar –
sympathisch und sehenswert**



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (07 11) 3512 – 4 41/6 45.

Die Stadthalle Sindelfingen



Tagungsstätte von internationalem Ruf großzügig – modern – ausgezeichnete Gastronomie bietet sich an.

In der Nähe von Stuttgart, über die B 14, Autobahnausfahrten Stuttgart Südwest und Leonberg zu erreichen. Mehrere Säle – 1600 Personen Fassungsvermögen – drahtlose Simultananlage – Großer Parkplatz

Auskunft: Städt. Verkehrsamt, 7032 Sindelfingen Postfach 180, Telefon 61 01 – 3 22

**Für Hobby-Geologen
und Fossiliensammler**



200 S.,
über
250 Zeichnungen,
48 SW-Fotos
und
19 Farbfotos
ISBN
3-440-04554-4
kart. DM 19,80

Ab März
in Ihrer
Buchhandlung.

Die Alb und ihre Fossilien

Geologie und Paläontologie der Schwaben- und Frankenalb. Ein Wegweiser für den Liebhaber. K. Beurlen, H. Gall, G. Schairer. Die Beschreibung des Juragesteins der Alb und seines Fossilinhalts steht im Mittelpunkt dieses Buches. Mit einbezogen sind aber auch die nachjurassischen albüberdeckenden Formationen. Die detaillierte Betrachtung der einzelnen Stufen, ihrer Lebensgemeinschaften und Fossilien versetzt den Leser in die Lage, nicht nur die Gesteine zu erkennen und zu bestimmen. An Hand dieses Buches und einer Karte wird sich der Sammler im Gelände stets geologisch zurechtfinden und Aufschlüsse und Funde richtig einordnen können.

KOSMOS-Verlag, Postfach 640, 7000 Stuttgart 1

Berger
KLISCHÉE

Strichätzungen

Autotypen

Farbätzungen

Retuschen

ein »Qualitätsbegriff«

BERGER
OFFSETREPRODUKTIONEN

Farblithos

Plakatreproduktionen

Maschinenplatten

Willy Berger · 7000 Stuttgart-Feuerbach · Steiermärker Straße 104 · Tel. 85 03 22

Stuttgart 80 – Wilhelm Heimerdinger, Stuttgart 70 – Gertrud Herrmann, Stuttgart 1 – Ruth Herter, Reutlingen – Hans Hess, Leonberg – Traude Hesse, Stuttgart 60 – Ernestine Hiller, Stuttgart 1 – Agnes Hoffmann, Stuttgart 1 – Gerde Holland, Stuttgart 70 – Marta Hubischta, Stuttgart 70 – Eugenie Imendörffer, Esslingen – Marie Itschert-Heiss, Ulm – Robert Jäger, Esslingen-Rüdern – Gertrud Kaendler, Stuttgart 1 – Lore Kärcher, Stuttgart 1 – Dr. Hans Klickermann, Stuttgart 70 – Dr. Elisabeth Knoll, Stuttgart 1 – Hans Peter Köpf, Nagold – Paul Kofler, Leonberg – Gert Kollmer, Esslingen – Sonja Kollmer, Esslingen – Anna Koppenhöfer, Stuttgart 1 – Walter Kramer, Mühlacker – Helene Kreh, Stuttgart 1 – Walter Krieger, Stuttgart 75 – Gertrud Krüger, Künzelsau – Mila Kübler, Kassel – Martha Küstner, Stuttgart 1 – Hermann Kurtz, Crailsheim – Manfred Kurz, Bietigheim – Waltraud Lang, Kusterdingen – Walter Leger, Dettenhausen – Else Lehle, Aichwald – Willy Leygraf, Reutlingen – Dr. Werner Lotze, Stuttgart 80 – Eugen Maurer, Ehnningen – Hildegard Mayer-List, Stuttgart 1 – Dr. Friedrich Menge, Stuttgart 1 – Dr. Arthur Merck, Heilbronn – Ruth Meyding, Stuttgart 1 – Susanne Mollenkopf, Stuttgart 1 – Hans Mussel, Korntal – Hans-Jürgen Nettesheim, Ladenburg – Friedrich Neubert, Pleidelsheim – Gabriele Neumann, Stuttgart 70 – Heinz Neunhöffer, Heiligenberg – Dr. Horst Ossenber, Stuttgart 1 – Christiane Peters, Korntal – Jutta Potinecke, Esslingen – Helmut Pottkamp, Stuttgart 70 – Dr. Leo Reich, Leonberg 7 – Prof. Dr. Alfred Reisner, Stuttgart 1 – Anneliese Renkenberger, Ravensburg – Eugen Renz, Leinfelden – Hermine Riedel,

Stuttgart 75 – Friedrich Rösch, Reutlingen – Prof. Erwin Rohrberg, Stuttgart 70 – Inge Roser, Tübingen – Dr. Hans Scheerer, Schorndorf – Prof. Dr. Max Scheffold, Stuttgart 75 – Erwin Scheihing, Stuttgart 60 – Otto Scherberger, Waiblingen-Hegnach – Dr. Siegwalt Schiek, Tübingen – Uta Schleeweiß, Wasseralfingen – Hans Schlipf, Tübingen – Reinhold Schoch, Stuttgart 80 – Jakob Schöttle, Oberkollwangen – Gertrud Schopf, Tübingen – Wilhelm Schreiber, Stuttgart 1 – Prof. Dr. Eberhard Schuon, Eningen – Dr. Eugen Schwarzkopf, Mössingen – Dr. Wolfgang Seiffer, Tuttlingen – Frida Stauß, Stuttgart 50 – Elisabeth Steimle, Leonberg – Wilhelm Stininger, Reutlingen – Erna Strecker, Stuttgart 1 – Johanna Taeger, Stuttgart 50 – Anneliese Theurer, Waiblingen – Lotte Trautwein, Stuttgart 75 – Ilse Wagner, Stuttgart 1 – Margarete Wall, Stuttgart 75 – Johanna Warth, Stuttgart 60 – Dr. Fritz Weller, Ravensburg – Hermann Wernitsch, Wildberg 1 – Thea Wespel, Leutkirch – Karl Wimmer, Tübingen – Lisbeth Wittek, Stuttgart 70 – Hanskarl Wolf, Stuttgart 70 – Werner Zeller, Fellbach – Wolfgang Zeller, Stuttgart 31 – Dr. Friedrich Zerr, Stuttgart 1 – Anna Zinkernagel, Göppingen. Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden die ausgesetzten Preise verlost:

1. Gutscheine, die für die Teilnahme an Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES oder beim Einkauf von Büchern eingelöst werden können: je einer zu DM 250,-, DM 150,- und DM 125,-, sieben zu DM 25,-.
2. 60 wertvolle Bücher oder Kalender.

Mitgliederwerbung 1978/79

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat! Zeigen Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten unsere Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT, unser Veranstaltungs- und Fahrtenprogramm, erzählen Sie von unseren Bemühungen um die Erhaltung und sinnvolle Gestaltung unserer heimatlichen Umwelt. Interessieren Sie auch junge Menschen für das Land, in dem sie leben und arbeiten werden und dessen Schicksal mit ihrem eigenen Leben eng verknüpft sein wird.

Denken Sie bei festlichen Anlässen daran, daß eine Patenschaft, ein Jahresabonnement oder eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND Geschenke sind, mit denen Sie für wenig Geld viel Freude bereiten können. Geschenkgutscheine können Sie bei der Geschäftsstelle anfordern. Unseren Werbeprospekt, der zugleich Formular für eine Beitrittserklärung ist, und Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT schicken wir auf Anforderung zu. Auch im Jahre 1978 werden wir wieder eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereitstellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance. Auch wer eine Patenschaft für ein Mitglied übernommen hat oder übernimmt, hat im ersten Jahr dieser Patenschaft das Recht, an dieser Verlosung teilzunehmen.

Ergänzungen zum Programm der Studienfahrten

13

**Pfingsten in Oberschwaben
Abseits der großen Straßen**

Führung: **Maria Heitland**

Samstag, 13. Mai, bis Montag, 15. Mai 1978

Abfahrt: 14.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 70,- inkl. Konzert und Matinee

Programm

Samstag, 13. Mai 1978

20.00 Uhr im Bibliotheksaal des Klosters Ochsenhausen
Festliches Konzert

Ludwig Tieck / Johannes Brahms

Die Liebesgeschichte der Schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence

Hanns-Friedrich Kunz, Bariton

Klaus Rupprecht, Klavier

Margarete Jetter, Erzählerin

Sonntag, 14. Mai 1978

10.30 Uhr im Bibliotheksaal des Klosters Ochsenhausen
Matinee

Mundartdichtung in Oberschwaben

14.30 Uhr ab Rathausplatz Ochsenhausen

Exkursion: Ochsenhausen – Freilichtmuseum Kürnbach –
Steinhauser Ried – Oggelshausen – Ochsenhausen

Das Freilichtmuseum Kürnbach ist der erste derartige Ansatz im ehem. württembergischen Landesteil; angesichts der aktuellen Diskussion um ein Freilichtmuseum Baden-Württemberg ist Kürnbach besonderes Aufmerksamkeitswert. – Landschaftsgeschichte und Naturschutzprobleme werden im Steinhauser Ried (einem Teil des Federseegebietes) besonders anschaulich. Am Rande des Federseerieds schließlich bietet das bei einem internationalen Bildhauersymposium entstandene Skulpturenfeld Gelegenheit, das Verhältnis von Kunst und Natur zu erörtern.

Montag, 15. Mai 1978

9.00 Uhr Abfahrt von Ochsenhausen

Exkursion: Ochsenhausen – Schwendi – Wain – Orsenhausen – Laupheim – Rißtissen – Altsteußlingen – Lutherische Berge – Ochsenhausen – Stuttgart

Diese Exkursion führt vor allem in zwei in sich abgeschlossene Kleinlandschaften, die ein wenig im Schatten des Verkehrs, der Entwicklung und des Interesses liegen: die «Holzstöcke» südlich und die «Lutherischen Berge» nördlich der Donau. Außerdem werden eine Reihe von Orten besucht, die im Zusammenklang von Geschichte, Kunst und moderner Entwicklung typisch sind für das nördliche Oberschwaben und für den ihm benachbarten Teil der Alb.

Wegen der schon sprichwörtlichen Beliebtheit dieser Pfingst-Tage in Oberschwaben ist auch hierfür frühzeitige Anmeldung dringend zu empfehlen. Bitte geben Sie bei Ihrer Anmeldung auch gleich das gewünschte Hotel in Ochsenhausen an.

29

Bregenz und Vorarlberg

Sommerliche Studienwoche am Bodensee

Wissenschaftliche Leitung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Samstag, 17. Juni 1978, bis Samstag, 24. Juni 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühren:

Fahrtkosten Stuttgart – Bregenz und zurück: DM 50,-

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Kosten der täglichen Studienfahrten,
einschließlich ganztägiger Schifffahrt und

Fahrt auf den Pfänder: DM 95,-

Kosten insgesamt: DM 180,-

Die Hotelkosten bezahlen Sie direkt an das Hotel in Bregenz.

Frühzeitige Anmeldung ist dringend nötig, weil für die Hochsaison nur durch Voranmeldung Unterkunft gesichert werden kann.

Gültiger Paß oder Personalausweis sind erforderlich!

Vorarlberg, dem «Ländle» zwischen Bodensee und Arlberg, dessen Bevölkerung alemannischer Herkunft ist,

soll die Studienwoche dieses Jahres gewidmet sein. Die ehemalige Übergangslandschaft von dem ebenen Rheintal zu den Dreitausendern, die ebensostark von Ballungsräumen gefährdet wie durch scheinbar unberührte Erholungslandschaften gekennzeichnet ist, soll uns in Geschichte, Landschaft, Geologie, aber auch in ihren gegenwärtigen wie zukünftigen Problemen vor Augen geführt werden. «Sitz» unserer Studienwoche ist die historisch wichtigste Stätte, die Festspiel- und Landeshauptstadt Bregenz. Das römische Brigantium war später Sitz der Grafen von Bregenz und Montfort – daraus resultiert die historische Seite.

Wie immer sollen Referate und daran anschließend Exkursionen den Inhalt der Tage bilden. Ein ganzer Tag wird einer Fahrt auf dem Bodensee vorbehalten sein; der abschließende Freitag soll einer Fahrt durch das ganze Bundesland mit allen seinen landschaftlichen Schönheiten dienen.

Programm der Studienwoche

Samstag, 17. Juni 1978

Nach dem Abendessen: Bummel durch Bregenz

Sonntag, 18. Juni 1978

9.00 Uhr: Stadtführung und -rundfahrt durch Bregenz

14.00 Uhr: Auffahrt auf den Pfänder. Bei schönem Wetter wird sich eine rüstige Wandergruppe auf den Weiterweg nach Möggers (2 Stunden) begeben, wo uns der Bus gegen 16.30 Uhr abholt.

Montag, 19. Juni 1978

8.30 Uhr: **Universitätsdozent Dr. Kurt Czurda:**

Die Geologie Vorarlbergs

Anschließend Exkursion

Dienstag, 20. Juni 1978

8.30 Uhr: **Universitätsprofessor Dr. Dr. Elmar Vonbank,**
Direktor des Vorarlberger Landesmuseums:

Vor- und Frühgeschichte in Vorarlberg

Anschließend Exkursion

Mittwoch, 21. Juni 1978

8.30 Uhr: **Professor D. Dr. Karl-Heinz Burmeister:**

Vorarlberg im Spiegel der Geschichte

Anschließend Exkursion

Donnerstag, 22. Juni 1978

8.30 Uhr: Abfahrt nach Langenargen

Dr. Zahner, Direktor des Instituts für Seenforschung und Fischereiwesen (mit Lichtbildern)

Probleme des Bodensees

Anschließend Fahrt auf dem Bodensee

Freitag, 23. Juni 1978

8.30 Uhr: Exkursion mit **Dr. Wolfgang Irtenkauf:**

Rund um Vorarlberg

(Rheintal – Klostertal – Flexenpaß – Bregenzer Wald)

Samstag, 25. Juni 1978

9.00 Uhr: Abfahrt von Bregenz nach Stuttgart

Karawane Studien-Reisen

Unser Programm 1978 enthält viele interessante Reiseziele:

Italien
Sizilien
Sardinien
Maurisches Spanien
Wanderungen Schweiz
Frankreich
London und Umgebung
England - Schottland - Wales
Schottland
Norwegen
Nordlandkreuzfahrten
Spitzbergen
Island
Grönland
Finnland
Gotland
Bornholm
Griechenland
Kreta
Istanbul
Ostanatolien
Westtürkei
Malta
Nordafrika

Ägypten
Österreich
Rumänien
New York
USA-Rundreisen
Mexiko - Guatemala
Kolumbien - Peru - Bolivien
Galapagos - Amazonas
Südwestafrika
Südafrika - Rhodesien
Südwest- und Südafrika
Ostafrika-Safari
Israel - Heiliges Land
Pakistan - Afghanistan
Entlang dem Himalaya
Indien - Nepal
Ceylon - Südindien
Indonesien
Japan - Taiwan - Korea
Weltreisen

sowie Mittelmeer-Kreuzfahrten,
unsere ganz besondere
Spezialität!

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programmübersichten 1978 unverbindlich zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

Information: Verkehrsamt ☎ 07141/18252
Eröffnung: 17. März
Blumensonderschau im
Schloß bis 29. März
„Schwäbische Floriade“:
9.-13. Juni

GARTENSCHAU DER JAHRHUNDERTE BLÜHENDES BAROCK & MÄRCHEN LUDWIGSBURG



Vertrauen verpflichtet

Die Badische Bank, die Handelsbank Heilbronn AG und die Württembergische Bank haben sich vereinigt.

Leistungen schaffen Vertrauen. Dieses Vertrauen verpflichtet die Baden-Württembergische Bank zu bewahren, was alle Kunden in langjähriger Verbundenheit schätzen gelernt haben:

- den vertrauensvollen persönlichen Kontakt,
- die individuelle Beratung durch erfahrene Fachleute,
- tatkräftiges Handeln und zügige Ent-

scheidungen durch die Kundennähe der Geschäftsleitung. Die vereinigte Leistungskraft der Baden-Württembergischen Bank bietet ihren Geschäftsfreunden vielfältige zusätzliche Vorteile:

- Nutzung modernster technischer Möglichkeiten für den Kundenservice,
- erweitertes Dienstleistungsangebot,
- ständige Vertretung an den Börsenplätzen Frankfurt/Main und Stuttgart,
- Korrespondenzbanken in aller Welt für Export- und Importgeschäfte,
- vereinigte Finanzkraft für Kredite an Unternehmen und Private.

BADEN-WÜRTEMBERGISCHE BANK
Ihre
Vertrauensbank
im Land

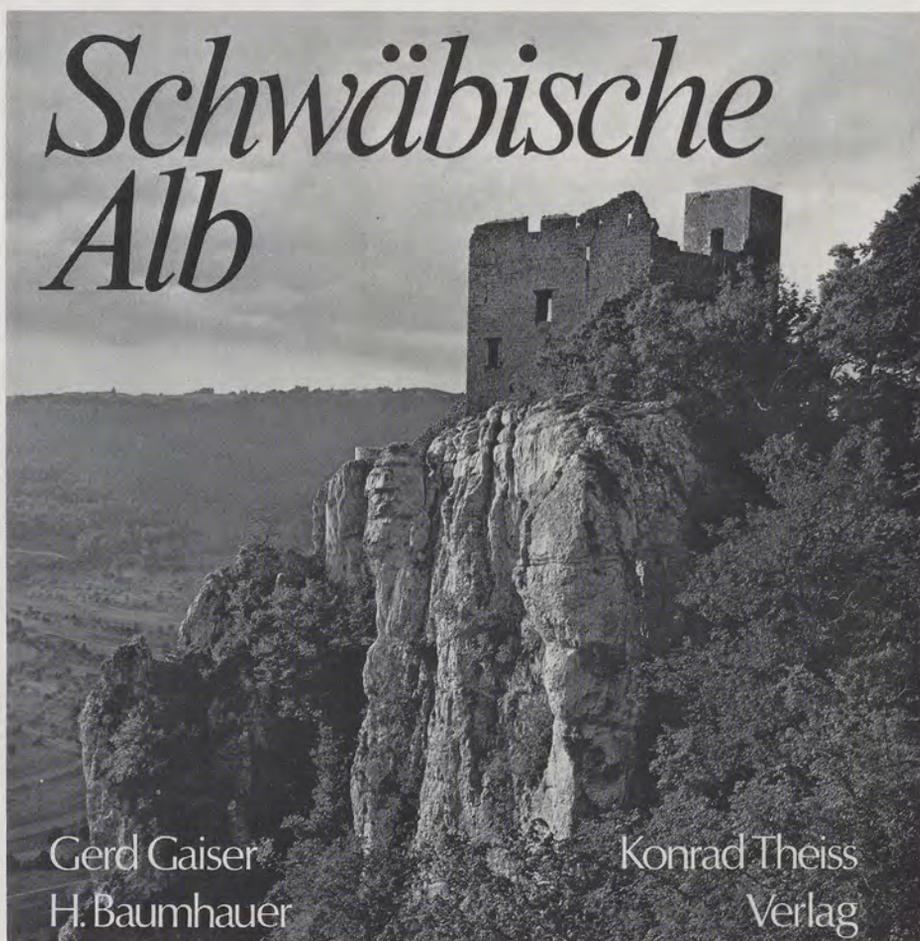
BW
BANK

BADEN-WÜRTEMBERGISCHE BANK
AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (07 11) 20 94-1
7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (07 21) 1 40-1
7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (0 71 31) 8 84-1

88 Geschäftsstellen im ganzen Land

Ein Bildband von Gerd Gaiser und Hermann Baumhauer. Fotos von Albrecht Brugger, Dieter Geißler, Helmut Hell, Rolf Lindel, Traute Uhland-Clauss und anderen. Herausgegeben unter Mitwirkung des Schwäbischen Albvereins, mit einem Geleitwort des Vorsitzenden Helmut Schönamsgruber. 216 Seiten mit 138 Tafeln, davon 49 vierfarbig. Zwischentexte und genaue Bilderläuterungen, Bildlegenden dreisprachig. Bildband-Großformat. Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 59,-



Die Schwäbische Alb in ihrem Wesen, ihrer Vielseitigkeit und in ihrer Schönheit zu erfassen, das ist Anliegen dieses Buches, seiner Texte und seiner Bilder; wie keine andere Landschaft verlockt die Schwäbische Alb zum Wandern, wie keine andere ist sie dem Schwaben ans Herz gewachsen.

Der bekannte Reutlinger Schriftsteller Gerd Gaiser hat den Text zu diesem Buch geschrieben. Man spürt, daß sein Wissen um diese Landschaft, ihre Menschen und ihre Geschichte aus jahrzehntelanger Vertrautheit entstanden ist.

Der Bildteil eröffnet das Panorama der Schwäbischen Alb in eindrucksvollen, großenteils farbigen Aufnahmen, mit Bedacht ausgewählt und landschaftlich gegliedert. Die Landschaften hat Hermann Baumhauer mit knappen, überaus informativen Texten eingeleitet: Ostalb - Stauferland - Geislinger Alb - Um Teck und Neuffen - Uracher und Münsinger Alb - Ulmer Alb - Reutlinger Alb - Großes Lautertal - Zollernalb - Heuberg und Donautal.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen